

Abhandlungen

der

Schlesischen Gesellschaft

für vaterländische Cultur.

Philosophisch-historische Abtheilung.

1870.

W. Wattenbach, Correspondenz zwischen Zerboni, Held und Nieter mit dem Herausgeber des Genius der Zeit.

Jul. Hodann, Noch zwei berühmte Aerzte Breslau's zur Zeit Friedrichs des Grossen, Dr. Jagwitz und Dr. Morgenbesser.

J. Kutzen, Ueber die Gebirgsgruppe des Schneeberges in der Grafschaft Glatz, besonders über diesen selbst.

Alwin Schultz, Die Cistercienser-Klosterkirche zu Leubus.



Breslau 1870.

Bei Josef Max und Komp.

4050 II | 1870



X-5944	
4050/	II
1870	

Correspondenz von Zerboni, Held und Nieter mit dem Herausgeber des Genius der Zeit.

Mitgetheilt

von

W. Wattenbach.*)

Der Aufsatz des Herrn Director Schück über die Güterverschleuderungen in Südproussen und das schwarze Register (in den Abhandlungen von 1866) hat mich wieder daran erinnert, dass ich einige Materialien zur Geschichte Zerboni's und seiner Freunde besitze, welche freilich keine grosse Aufschlüsse gewähren, aber doch der Berücksichtigung nicht unwerth sein möchten. Die wenig erfreulichen südproussischen Zustände treten darin recht lebhaft entgegen, und in dem Provinzial-Controleur Nieter lernen wir einen sehr wohlmeinenden und strebsamen Beamten kennen, voll Eifers für Fortschritt und Reform, ohne dabei, wie Zerboni und Held, sich zu weit vorzuwagen. Dennoch entgeht auch er nicht der Verfolgung, und ich bedaure sehr, ihn gerade mitten in einem Process verlassen zu müssen. Doch waren die Aussichten für ihn nicht ungünstig, und vielleicht ruft diese Publication noch weitere Nachrichten über Nieter von irgend einer Seite ans Licht.

*) Wir danken dem Ehrenmitgliede der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, Herrn Professor Dr. Wattenbach zu Heidelberg, hierdurch verbindlichst für gefällige Mittheilung dieser Correspondenz. Durch dieselbe wird in willkommener Weise ergänzt, was von Herrn Director Schück in den beiden Aufsätzen gesagt worden ist: „Die Güterverschleuderungen in Südproussen und das schwarze Register“ und „Friedrich Wilhelm III. und seine Räthe für die innere Gesetzgebung 1797—1807“ (Abhandlungen der Schles. Gesellschaft philos.-historische Abtheilung 1866—1867.)

Die Red.

Zerboni erscheint auch in diesen Briefen sehr vortheilhaft, und verdient gewiss eine ausgearbeitete Darstellung seines Lebens und seiner Thätigkeit, wenn noch irgendwo Materialien dazu vorhanden sind, oder mindestens eine Zusammenstellung der bekannten und erreichbaren Nachrichten.

Bei der grossen Schwierigkeit, welche der damalige Zustand der Presse den wohlmeinenden Absichten dieser Männer und ihrer Freunde in Preussen entgegen stellte, fanden sie einen Ausweg in der Benutzung des Genius der Zeit, welchen mein Grossvater, der Kammerherr A. von Hennings, Amtmann von Ploen, herausgab. Er war seit alter Zeit befreundet mit den Brüdern Struensee, und hat mit dem einen derselben, dem damaligen preussischen Finanzminister, freundschaftliche Briefe gewechselt, die jedoch einer viel früheren Zeit angehören. In Berlin war er von 1772 bis 1775 als dänischer Legationssecretär gewesen, und hatte dort viele Verbindungen, welche vielleicht die Anknüpfung vermittelten. Im Märzheft des Genius von 1799 (16, 372—419) findet sich ein recht interessantes Schreiben über das Potsdamer Herbstmanöver des vorigen Jahres, nebst einer Darstellung des Zerboni'schen Processes, gerichtet an einen Universitätsfreund desselben. Leider habe ich nicht finden können, von wem das Schreiben ist, und an wen gerichtet; Hennings kann es nicht sein. Sonst hat er in dieser Zeit einen grossen Theil der Correspondenz, welche sich auf den Genius bezieht, in Abschriften zusammengestellt, mit seinen Antworten, welche ich auch benutzt und theilweise aufgenommen habe. Ausserdem sind die Briefe Nr. 6, 7, 8, 12, 16, 18, 19, 21, 22, 25, 26 auch im Original erhalten. Aus der Folgezeit habe ich weitere Spuren dieser Verbindungen nicht auffinden können.

Unbedeutende Stellen, Schlussätze u. dergl. habe ich hin und wieder weggelassen.

1.

Zerboni an Hennings.

Kalisch in Südproussen den 8. Januar 1800.

Ich stelle Ihnen anheim, ob Sie die Güte haben wollen, die beygeschlossenen, von mir unterm 9. April 1798 an den König von Preussen und den Staatsminister Herrn v. Rek gerichteten Vorstellungen in dem Genius der Zeit aufzunehmen¹⁾. Ich werde die Aechtheit der Abschriften und den Inhalt nöthigen Falls vertreten.

¹⁾ Ist geschehen im Märzheft d. J. p. 256—271 mit einem Vorwort.

Entschliessen Sie Sich zur Aufnahme, so bitte ich dies nicht ohne einen Blick der Menschlichkeit auf den — von Privat-Leidenschaften — noch immer zu Graudenz zurückgehaltenen Capitän von Leipziger zu thun. Mein im ersten Stück der National-Zeitung der Deutschen über den Capitän abgedruckter Brief wird Ihnen neuen Stof geben.

Mein Criminal-Erkenntniss ist in der zweiten Instanz bestätigt worden, aus Gründen die — wie Sie wollen — über oder unter aller menschlicher Vernunft sind. Es ist bemerkenswerth, dass man mich wegen einer auf Zerrüttung der Ordnung und Ruhe im Lande, wie das Publicatum vom 26. März 1797 sagt, oder nach dem Erkenntnisse: wegen Stiftung einer geheimen, die innere Ruhe und Sicherheit des preussischen Staats gefährdenden Verbindung verurtheilt, und dass der Staatsrath im Berichte, mit dem er das zweite Erkenntniss einreicht, dem Könige anheim giebt, und dabey unter anderen Gründen,

meinen Diensteyer, meine Anhänglichkeit an die Regierung und Verfassung des Landes

anführt.

Der König hat geantwortet

dass er sich nicht entschliessen könne, mich dermalen an öffentliche Geschäfte zu rufen.

Noch eine Merkwürdigkeit ist der Umstand:

dass in den Entscheidungsgründen meines zweiten Erkenntnisses mit dünnen Worten gesagt wird, dass Leipziger nicht weniger schuldig sey, als ich.

Haben Sie die Güte, mich von dem richtigen Eingang dieses Schreibens zu unterrichten, Ihren Brief aber unter einem sichern Couverte bis Breslau zu senden. In Berlin soll ein Bureau der Brieferoöffnungen existiren, wie man sagt gegen den Willen, wie ich gewiss bin ohne den Willen des Königs.

Ich wünsche nicht, dass Sie mich bey dem Abdrucke als Einsender nahmhaft machen; aber ich bitte mich zu nennen, wenn Sie, gegen alle Wahrscheinlichkeit, einer Rückfrage nicht ausweichen können. Ich werde zu seiner Zeit meinen Gegenstand in Extenso unter meinem eigenen Namen vor das Publicum bringen. Vor jetzt habe ich noch Gründe es nicht zu thun.

Von dem Hefte, in welchem Sie die Piecen aufnehmen, haben Sie die Güte ein Exemplar an die Frau von Leipziger, geb. v. Wolframsdorff nach Gross-Glogau in Schlesien und an den Capitän v. Leipziger in Westpreussen abgehen zu lassen. Er darf Briefe empfangen, wenn sich das Gouvernement zuvor von deren Inhalt unterrichtet hat. Auch mir haben Sie die Güte ein Exemplar zu senden. Ich erhalte den Genius der Zeit immer so spät.

Zerboni.

(In Ploen angekommen am 1. Febr. und beantwortet am 2. Febr. 1800.)

2.

Zerboni an Hennings.

Plugawice bei Kalisch in Südproussen,
den 22. August 1800.

Haben Sie die Güte der nachfolgenden Berichtigung einen Platz im Genius der Zeit zu gönnen.

Recht angelegentlich bitte ich Sie, das Verzeichniss der in Südproussen von dem verstorbenen Könige verschenkten Güter — Sie werden es mit einer Schlussbemerkung von meiner Hand von dem Herrn Prof. Ersch erhalten haben — dem Publico vorzulegen. Ich nehme in meinem gegenwärtigem Prozesse auf dieses Verzeichniss Bezug, habe jedoch Gründe Sie zu bitten, mich nicht ohne Noth als Einsender zu nennen.

Mit Leipziger ist es, ungeachtet Ihrer schönen Aeusserungen im März des Genius der Zeit und der Herausgabe meiner Actenstücke, noch beym Alten.

Ich werde in meinem dermaligen Prozesse Gelegenheit finden mit Ernst auf eine Revision des seinigen anzutragen.

Zerboni.

Berichtigung.

In verschiedenen auswärtigen Blättern u. a. in der neuen Hamburger, der Bamberger und dem J. B. der A. D. L. Z. zu Jena wird meiner angeblichen Anstellung bey einem Landes-Collegio in der Mark Brandenburg erwähnt.

Auf die dieserhalb an mich ergangenen Anfragen, die ich gehörig zu würdigen weiss, erkläre ich hierdurch, dass ich nicht aus den Händen der Gnade zu empfangen wünsche, was mir die Gerechtigkeit versagt hat. Auch ist wohl von meiner Rückberufung an öffentliche Geschäfte bisher um so weniger die Rede gewesen, als so eben wegen der Herausgabe meines Processes eine fisealische Untersuchung gegen mich verfügt worden ist.

Meine Freunde bitte ich daher nach wie vor hieher auf mein Landgut zu adressiren.

Plugawice in Südproussen den 9. August 1800.

Zerboni.

3.

Antwort.

Ploen den 7. Januar 1801.

Erst vorgestern habe ich Ihr Schreiben vom 22. August erhalten. Die Bekanntmachung Ihrer Berichtigung, die schon längst in dem Int.-Bl. d. A. Litt. Z. erschienen ist, würde jetzt im Genius des 19. Jahrhunderts

ein befremdender Nachklang seyn, den Sie selbst nicht mehr wünschen können.

Das Güter-Verzeichniss wird die Ostermesse im 9. Bande der Annalen der leidenden Menschheit liefern. Vergebens habe ich bey dem Verleger auf eine frühere Herausgabe gedrungen.

u. s. w.

Hennings.

4.

Held an Hennings.

Brandenburg den 24. December 1800.

Der schmerzvolle Zustand meines Geistes, ein dem Heimweh ähnlicher Hang nach Südproussen, welches ich so ungern verlassen habe, öconomische und Processangelegenheiten, die vor den Regierungen in Posen und Kalisch schweben, Zerboni's Gegenwart in Berlin am Ende des Juny d. J., ein längst versprochener Besuch bey einigen Verwandten in Schlesien und ein gewisser Widerwillen gegen den Ort meines Aufenthalts; alles dieses war Ursache, dass ich in der Mitte des verflossenen Juny nach Berlin und dann mit Zerboni von da nach Südproussen und Schlesien reisete. So habe ich mich beynahe 5 Monathe umhergetrieben und bin etwa vor 4 Wochen erst wieder hier eingetroffen. Ein Gram, eine Unzufriedenheit, eine Traurigkeit, dass ich nachgerade alle Ideale meiner Jugend eins nach dem andern hinschwinden sehe, erfüllet mich mit einem stillen Lebenskel, und ich trage in meiner Brust einen Dorn, der mir Seele und Körper gleich krank macht, und welchen heraus zu reissen ich nun wohl zu schwach bin. Es sind nicht eben romanhafte Phantasien, die mich unglücklich machen, was mich schmerzt muss jedem nüchternen und gelassenen Manne, der es genau durchschaut, als richtig einleuchten. Sie näher von meinen Verhältnissen zu unterrichten, würde Ihnen nur Langeweile erregen, und es wäre zu viel Arroganz von mir, wenn ich voraussetzte, dass Ihr vielumfassender Blick einen besonderen Antheil an dem nehmen könnte, was mich angeht, so herzlich ich auch übrigens Sie hochachte. Indessen macht meine Stimmung mich faul und unlustig, und daraus erklären Sie es Sich, warum ich seit sechs oder sieben Monathen nicht an Sie geschrieben habe.

Die Zerbonische Sache liegt immer noch so, dass man sich nicht genug darüber verwundern kann, warum Tugend und Dienstreue ihren freiwilligen Verfechtern den Sieg so unbegreiflich erschweren, und warum die oberste Gewalt sich selbst in den Grundsätzen anfeindet, die doch allein ihr Würde, Consistenz und Consequenz geben. Der Einfluss des Grosscanzlers Goldbek hat es dahingebracht, dass der General Fiscal gegen Zerboni einen Process wegen des Druks seiner Actenstücke hat erheben müssen. Dieser Process geht jetzt seinen Gang und Zerboni

wird dadurch genöthigt, durch eine lange Reihe von Specialfällen und Thatsachen, die aus seinen Actenstücken nur allgemein hervortretende Behauptung der schlechten und schädlichen Amtsführung des Minister Hoym näher zu beweisen. Viele meinen daher auch, die wahre Tendenz dieses Processes sey nicht gegen Zerboni, sondern gegen den Minister gerichtet, und das ganze Collegium der Minister oder der hier zu Lande sogenannte Staatsrath oder doch die mehresten Mitglieder desselben hätten den Grosscanczler gleichsam gezwungen, den General Fiscal gegen Zerboni zu excitiren, weil denn doch einzelne Dinge mehr zur Sprache kommen müssen, die Hoym den Hals brechen können. Der Himmel weiss, welcher der wahre Zusammenhang ist. So viel ist richtig, dass dieser Schritt dem Hoym höchst unangenehm ist, und er versucht hat die Sache zu hintertreiben, und dass auch er seinerseits eine Menge Widersacher hat, die sich daran ergötzen, ihn und seine wirkliche Schlechtheit in Verlegenheit zu setzen, und ihn, wo möglich, zu stürzen. Zerboni ist bey dem allen nicht im mindesten verzagt und verfährt mit einer Kühnheit, die alles in Erstaunen setzt. Bedient sich die Hoym'sche Gegenparthey seiner als einer Peitsche, so erfüllt er die Absichten derselben vollkommen. Inzwischen hat Hoym doch immer einen starken Anhang unter den Männern, die den König umgeben, die meisten derselben sind schon unter der vorigen Regierung durch Hoym's Vorschub mit südpfeussischen Gütern beschenkt und unterstützen ihn jetzt aus Dankbarkeit. Sonderbar ist es, dass der König diese Dankbarkeit nicht merkt oder nicht gehörig würdigt.

Im August und September bin ich etliche Wochen hindurch bey Zerboni in seinem Dorfe Plugawice gewesen. Sie müssen es Sich in der Gegend von Siradz denken. Er hat dort, seitdem er dieses Gütchen, freilich zum grössten Theil unbezahlt gekauft hat, in kurzer Zeit schon für die ganze umliegende Gegend, hauptsächlich durch sein Beispiel, und die ihm ganz eigene Art, die rohen pohlischen Edelleute zu behandeln, ungemein viel Gutes gestiftet. Er braut ein treffliches Bier und gewöhnt dadurch die Bauern von dem abstumpfenden, faulmachenden Brantewein. Er bauet, er verbessert alles wohin nur sein Fuss tritt, und sein rastloser Geist steckt seine Nachbarn und Dienstleute mit gleicher Thätigkeit an. Wahrlich er ist ein trefflicher und recht trefflicher Mann, in alle Sättel gerecht, und durchdrungen von allem Guten, das von ihm auf alles ausströmt, was ihn umgiebt. Sein Fleiss und seine Klugheit haben auch den besten Erfolg und er kann bey seiner Ordnungsliebe schon jetzt nothdürftig leben, ohne bey dem Staate zu betteln, der ihn so schnöde verstossen hat. Das Schicksal spielt wunderbar. Gerade als es mit Zerboni's Lage aufs Aeusserste gekommen war, schickte ihm sein Bruder aus Italien, als ein Darlehn inter fratres auf einmal 12,000 Thlr. um damit irgend einen Plan anzulegen. Dieser Bruder ist Major in einem Oesterreichischen Cavallerie-Regiment und hat etliche mahl französische Kriegs-

kassen erbeutet. Er schrieb ihm: Hier bin ich täglich in Lebensgefahr. Nimm dies Geld und verbessere damit Deine Umstände. Komme ich um, so ist es Dein; bleibe ich leben, nun so werden wir uns dereinst auch nicht darum zanken. Mach vor der Hand damit was Du willst. Dies war der Fonds womit Zerboni Plugawice kaufte.

Zerboni hat mir aufgetragen Sie auf das aller dringendste zu ersuchen, dass Sie dem Ihnen durch den Professor Ersch zugeschickten Verzeichnisse der verschenkten südpreussischen Güter mit seinen Anmerkungen baldigst Publicität geben möchten. Auch wünscht er, dass seine Vorstellung an den König vom 12. Januar 1798, die noch nirgend gedruckt ist, im Genius der Zeit erscheinen möchte, etwa als Nachtrag. Glauben Sie mir, dieser gesammte Handel gewinnt durch die Wendung, die er genommen hat, im hiesigen Staate immer mehr an Interesse, und er hat ein zahlreiches Publicum, welches seinen endlichen Ausgang mit gespannter Neugier erwartet. Sie dürfen daher nicht befürchten, Langeweile zu erregen, wenn Sie die Lesewelt mit Fragmenten der Art bedienen.

Auf Südpreussen ruht ein Fluch. Einzelne Gegenden findet man wohl, die sich aus dem ehemaligen pohnischen Chaos zu einer gewissen Entwicklung empor zu arbeiten scheinen, aber das Ganze liegt noch in einer kaum glaublichen Verwirrung. Die dortigen Officianten sind das Auskehrich des ganzen Preussischen Staats. Ein grosser Theil der Rätthe bey den Landes-Collegien, der einzelnen Kreisrichter, Justiz-Amtleute, Justitiarien, Advocaten, Steuer-Rendanten etc. sind nichtsnutzige, junge, frivole, liederliche Bengel und Schufte, mit den allerverworfensten Sitten, und ohne den mindesten Diensteifer. Auf der Posenschen Regierung, vor der jetzt 6000 Prozesse schweben, ist täglich ein Getümmel und durch einander Laufen von 3—400 Menschen, welche versammelt scheinen um einen Jahrmarkt abzuhalten und Possen zu treiben, aber nicht um ernsthafte Geschäfte zu verhandeln. Da habe ich die jungen von Berlin dahin ausgespieenen Assessoren beym Abhalten der Termine der Partheien mit Damen aus allen Classen Gespräche führen hören, die das Heiligthum der Gesetze zum pöbelhaftesten Bordel erniedrigten. Die Advocaten prellen die Nation mit einer Frechheit, die jeden rechtlichen Sinn empört. Und nichts gehet reel von Statten, alles wird verschleppt, besonders ist die Gerechtigkeitspflege im allerelendesten Zustande, Ausschweifungen aller Art, Lustbarkeiten, Hazardspiele, Schulden, jede Immoralität, sind dagegen an der Tages-Ordnung, und der Bankerotte, Subhastationen, Concourse ist kein Ende. Der Unsinn gehet so weit, dass als ich mit Zerboni in Kalisch war, ein blosses Ungefehr die Unschuld von sieben Inquisiten erwies und sie vom Tode rettete, zu dem die Regierung in Kalisch sie bereits verdammt hatte. Die vom Könige unterschriebenen Todesurtheile waren angekommen, der Scharfrichter machte sich bereits fertig, die armen Sünder waren eingekleidet und sollten eben zum Richtplatz geführt werden, als

ein wakerer Freund von Zerboni am Morgen des schaudervollen Tages dazwischen stürmte, Widersprüche, die er auf einer eigends deshalb gemachten Reise eingesammelt hatte, erhob, und die Execution rückgängig machte! Die hierauf folgende Untersuchung zeigte die armen unmenschlich zerprügelten Leute unschuldig, und nun wurden sie — losgesprochen. Sie können denken, welche Wirkungen solche Vorgänge in der öffentlichen Meinung haben. Ich selbst habe über 30 Prozesse, in denen meine Frau Klägerinn ist, in Posen und Kalisch zu führen, sie kosten schon grosse Summen und noch sehe ich keinen Ausgang. Der Grosskanzler ist ein Mann ohne Würde, Ernst, Kraft und Geist, und so versinkt die Justizpflege in eine offenbare Decomposition, die zu den traurigsten Betrachtungen berechtigt.

Eine wirklich interessante Neuigkeit kann ich Ihnen melden. Die gesammte preussische Linie und leichte Infanterie bekommt neue sehr veränderte und zweckmässige Gewehre. Die bisherigen sind plump und schwer und schiessen schlecht. Die neuen sind beträchtlich leichter und das Baionet ist viel länger und spitziger. Aus den sonst gewöhnlichen 60 Patronen, die der Mann zu tragen hatte, sind 90 geworden, und doch hat er im Ganzen jetzt 6 Pfund weniger zu tragen. Aber erst in fünf Jahren wird diese neue Armirung ausgeführt sein, denn die Gewehrfabrik in Spandau kann jährlich nur 25000 Stück Mousketen liefern. Der Erfinder ist der Capitain von Nothhardt, ein intimer Freund von Zerboni und mir, der jedoch seinen Zusammenhang mit uns sorgfältig verbergen muss. Er stand ehemals auch auf der läppischen sogenannten Jacobinerliste, die man nach Zerboni's Arretirung von uns entworfen hatte. Seine Compagnie ist in Rawicz in Südpreussen, er selbst ist jetzt in Potsdam auf Urlaub, wo seine Erfindung über alle Gegencabalen gesiegt und ihn wichtig gemacht hat.

Ich lege einige Poesien bey und stelle Ihnen anheim, ob Sie davon Gebrauch machen wollen. Das Gedicht *Ergebung*¹⁾ ist von mir und das Product einer Stimmung, die die Hofnung aufgegeben hat, jemals wieder froh zu werden. Ich habe nur wenig Exemplare als Mspt. für Freunde drucken lassen. Das Tokayerlied ist von dem Regierungsrathe Schwarz in Posen. Ich habe es unlängst, von einer Trinkgesellschaft in Posen beauftragt, an Claudius nach Wandsbek nebst 6 Bouteillen Ungarwein geschickt, weiss aber nicht, ob die Sendung richtig angekommen ist, und Claudius vom Rheinweine zum Ungarweine sich bekehren wird. Die Wasserfahrt bey Potsdam ist von einer Demoiselle Jeannette Schok in Potsdam. Sie ist eine Stieftochter des Geheimen Cabinetsraths Menken.

¹⁾ *Ergebung*. An Zerboni in Plugawice in Süd-Preussen. IX. 1800. Ohne Druckort und ohne Namen des Verfassers.

Mein Bruder steht jetzt mit dieser Familie in näherm Umgange und hat mir diese freilich ordinären Verse gegeben. Sollten Sie ihnen einen Platz etwa auf der letzten Seite eines Hefts vom Genius gönnen wollen, womit mir aus gewissen Ursachen ein grosser Gefallen geschähe, so bitte ich es bey dem J. S. bewenden zu lassen und den Namen nicht ganz beyzufügen.¹⁾ Das würde das an sich gescheute Mädchen meinem Bruder nie verzeihen. Menken lebt kränklich und geschäftslos in Potsdam. Mit seinem Nachfolger Bey me harmonirt er eben nicht sonderlich. Letzterer hat auch bereits in der öffentlichen Meinung alle Liebe und Achtung durch sein unrichtiges, nur halbtugendhaftes temporisirendes Benehmen verlohren. Menken ist in seinem Familien-Cirkel übrigens sehr glücklich und ist damit ziemlich zufrieden, dass seine Rolle nicht lange gedauert hat.

Genz hatte bisher von seiner Anhänglichkeit und Partheilichkeit für England noch keinen directen Gewinn gezogen; aber vor ungefähr 5 Wochen erhielt er von Grenville einen Wechsel auf 500 Pfund Sterling, und zugleich Abschriften der zwischen Engeland und Frankreich im Werk gewesenen Friedens-Unterhandlungen. Diese soll er deutsch übersetzt herausgeben und sein historisches Jurnal fortsetzen, welches er bereits entschlummern zu lassen beschlossen hatte. Beides wird er denn auch thun, und am ersten Werke arbeitet er Tag und Nacht.

Von Ihnen habe ich jetzt noch drey Briefe unbeantwortet vorliegen. Der erste ist aus Nehnten vom 14. Juni c.

Die Anekdote von der Fichte'schen Medaille ist nicht wahr. Ich habe Fichte am Tisch meines Chefs des Ministers Struensee kennen gelernt und bin auch sonst viel mit ihm zusammen gewesen und habe ihn in der That sehr lieb gewonnen. Er ist ein einfacher fester liberaler und dabey aufgewekter Mann, der im Umgange mit seinen Speculationen und Abstractionen gar nicht drückend wird. Geräht er ja in sein Fach, so spricht er darüber viel kürzer und verständlicher, als in seinen Schriften. Fessler verwickelte ihn anfänglich in sein Freimäurerwesen, da jener aber gegen diesen mit einem Project, eine neue Christus-Religion zu stiften herausrückte und ihn bereden wollte, dazu mit zu helfen, so zog sich Fichte wieder von der Loge Royal York zurück und hat mit der ganzen Fessler'schen Clique nichts mehr zu schaffen, vor der ihm ekelt. Er hat jetzt eine neue, wohl niemals zu realisirende Speculation in seinem Buche: „der geschlossene Handelsstaat“ herausgegeben, woraus jedoch sehr viel Gutes wenigstens für die Purificirung mancher Begriffe in der Staatsökonomie zu entnehmen ist. Die Buchhändler bezahlen Fichte sehr gut. Der Buchhändler Mazdorf hat dem Jean Paul für seinen Titan 6000 Thlr. gegeben. In Berlin wird die Person dieses Jean Paul nicht sehr goutirt.

¹⁾ Gedruckt im Märzheft des Genius des 19. Jahrhunderts. S. 344.

Ueber die mit Ihrem zweiten Briefe aus Ihrer Heimath mir zugesandte Handschrift¹⁾ habe ich mich höchlich gefreuet. Ich bitte aber dabey zu bemerken, dass ich beyde erst Anfangs dieses Monaths erhalten habe. Der Druk beruhet auf das von dem Minister Schulenburg erwartete Imprimatur; ich hoffe, dass er es nicht versagen wird. Der Buchhändler will übrigens nur 4 Fr. d'ors geben, und zwar in so fern die Censur nichts streicht. Sind Sie damit zufrieden? Allenfalls bin ich erbötig die 2 Frd. zuzulegen, um meinem lieben Zerboni auf seinem einsamen Dorfe eine so unverhoffte Freude mit dieser Schutzschrift machen zu können.²⁾ Er selbst hat jetzt nicht Zeit sich vor dem Publikum zu vertheidigen. Seine Bauten, seine wirthschaftlichen Angelegenheiten, und nun obendrein der neue fiscalische Process consumiren alle seine Zeit. Der Scribent, den Sie so ruhig und gelassen widerlegen, ist entweder der Hofrath Wunster oder der Kriegsrath Mente, beyde in Breslau und Hoym'sche Partisans.

Ihr Monitorium vom 14. d. M., welches ich wahrlich mit Herzklopfen und Furcht vor Vorwürfen erbrochen habe, hat diesen langen Brief veranlasst. Seyn Sie doch ja nicht böse. Sie sehen, ich bin in allem Betracht unschuldig. Und nun schliesse ich, sat prata biberunt. Gehet alles mit mir wie es soll, so komme ich im künftigen Sommer nach Dobberan, Hamburg und Ploen. Ich habe noch keine Seeufer und kein Meer gesehen, und bin neugierig auf diese Ansicht. Leben Sie wohl, überzeugt von meiner herzlichsten Achtung und Freundschaft. Prosit das neue Jahrhundert Ihnen und allen die im verflossenen so wie Sie, Vernunft und Wahrheit befördert und im Dienste der Tugend sich einen unverwelklichen Kranz erworben haben.

Ihr Sie liebender treuer Freund

v. Held.

In der Antwort vom 6. Januar 1801 heisst es u. a.

Von den Klagen in Südproussen werden Sie einiges im Februarhefte finden.³⁾ Lesen Sie es zu seiner Zeit und sehen Sie dann, ob Sie weiter gehen wollen. Auch im Januarstücke ist eine preussische Stimme rege geworden.⁴⁾

Das Verzeichniss der in Südproussen verschenkten Güter liegt schon seit einigen Monathen bey dem Verleger zum 9. Heft der Annalen der leidenden Menschheit. Auch hier scheidert meine Kraft, dem, was nur mühsam fortkriecht, Leben und Bewegung zu geben.

¹⁾ Die Vertheidigung Zerboni's.

²⁾ Antwort: Mit dem Honorar halten Sie es wie Sie können, und wie unsere Mäcenen, die Verleger, es befehlen. Wie konnten Sie auf den Gedanken gerathen, etwas zuzulegen?

³⁾ Der Aufsatz von Nieter, der erst im März kam.

⁴⁾ Genius des 19. Jahrhunderts. 1, 65–94. Sendschreiben an den Adel Preussens.

5.

Nieter an Hennings;

eine Bemerkung von diesem bezeichnet ihn als Provinzial-Controleur in Kalisch.

Kalisch, den 12. Januar 1801.

Empfangen Sie, Verehrungswürdigster, meinen verbundensten innigsten Dank für die mir unterm 21. v. M. geneigtest gegebene Antwort: ich würde sie auf der Stelle erwiedert haben — zumal Sie mir eine so ehrenvolle Ausnahme von dem Gesetze Ihres Genius, welche ich zu würdigen weiss, gewähren, aber Zerboni, der mir am besten die verlangte Auskunft: ob Ihr Schreiben vom 2. November v. J. an v. Held gekommen oder nicht? geben konnte, war gerade verreiset und retournirte erst vor einigen Tagen. Von Held hat Ihr Schreiben mit dessen Anlagen erhalten; inmittelst haben seine Freunde die Publication der qu. Papiere widerrathen, indem (wie sie sagen) der beabsichtigte Zweck besonders in Rücksicht des Ministers Gr. v. Hoym, doch verfehlt werden und die Schrift kaum Abgang finden würde.

Eine mir zugekommene Piece, die ich zu Zerboni's Gunsten wohl in den Annalen der 1. M. aufgenommen sehen möchte, communicire ich hiebey. Dass sie keineswegs für Ihren Genius geeignet ist, sehe ich selbst ein. Wenn es aber thunlich ist, sie in den Annalen aufzunehmen, so verpflichten Sie insbesondere Zerboni, der Sie von seiner Ehrerbietung versichern lässt, und mich gleichfalls recht sehr. Diese Beilage aber veranlasst mich gleichwol, wenn auch die an Sie gerichteten Briefe, der allgemeinen Achtung wegen, die Sie mit Recht geniessen, wohl respectirt werden dürften, diesmal meinen Namen hierunter wegzulassen, zumal er in so fern überflüssig, als Sie wohl wissen, wer in den reinsten Gesinnungen ist

Ihr wahrer treuer Verehrer.

Nachschrift von Zerboni.

Ich wiederhole meine Bitte um den baldigen Abdruck der Piecen, die Sie schon so lange durch Herrn Ersch erhalten haben, auf das angelegentlichste.

Herr v. Held hat, wie er mir schreibt, von Ihnen einen Aufsatz erhalten, den Sie zu meiner Vertheidigung zu verfassen die Güte gehabt haben. Alle Bemühungen für denselben einen Verleger zu erhalten, sind indessen, wie ich höre, bis jetzt fruchtlos gewesen, da der eigentliche Urheber meines Unglücks, der jetzt ganz gekannt ist, in diesem Aufsätze eine zu vortheilhafte Rolle spielt, und man deshalb wegen des Absatzes der Exemplare besorgt war.

Zerboni.

Aus der Antwort an Nieter vom 22. Januar:

Für das Mitgetheilte danke ich Ihnen recht sehr. Wie heilsam ist die Publicität, wenn sie solche Mängel aufdekt! Danken Sie auch dem Einsender dafür. Sollte ich ihn vielleicht von alten Zeiten her kennen? (Ich weiss nicht, worauf das geht; der Aufsatz selbst wird wohl in den Annalen der l. M. zu finden sein.)

6.

Nieter an Hennings.

Die Beantwortung Ihres gütigen Schreibens vom 22. Januar habe ich länger als ichs wollte aussezzen müssen; einmal bin ich zur Ungebühr mit Dienstgeschäften — wie das jetzt leider in allen Branchen der Fall ist — überladen, zum andern war Zerboni Willens mit mir zugleich zu schreiben und, da er mehrentheils auf seinem Gute ist, so hielt es um so schwerer, meine Musse und sein Hiersein zu vereinigen. Sie haben ihn besonders durch Ihre Antwort verpflichtet: von Held hat alle Mühe angewandt den bewussten Aufsatz unterzubringen, und sich, da die Censur zu viele Bedenklichkeiten gefunden, damit an den Herrn Minister Grafen Schulenburg gewandt, der ihm zwar äusserst verbindlich aber dahin geantwortet, dass es ausser seiner Befugniss läge, hierunter willfährig zu sein, weil die Censur nicht von ihm ressortire.

Sie haben im ersten Stück Ihres Genius des 19. Jahrhunderts auf die in Betrachtung zu ziehenden Justiz-Mängel und Missbräuche gehörig vorbereitet; ich hoffe im Februar-Stück meinen kleinen Beitrag zu finden! Des nächsten aber sollen Sie wichtigere, ausführlichere Abhandlungen darüber erhalten. Die erste wird Zerboni liefern, wovon wir uns billig etwas versprechen dürfen; eine andere aber ist mir von einem ebenfalls talentvollen, überdies aber mit noch mehrerer Erfahrung versehenen bedeutenden Manne versprochen worden, der nur durch seine höchst occupirte Dienstlage an der Vollbringung behindert wird. Gleichwohl hoffe ich in 1—2 monatlicher Frist mein Versprechen zu erfüllen.

Ich wüsste in der That nichts was jetzt — wie Sie zu erkennen geben — dringender eine Auseinandersetzung verdiente als das Justiz-Wesen. Ich bin in dem, was ich Ihnen mitgetheilt, viel zu glimpflich damit umgegangen. Nur neulich noch machte ich z. B. die Erfahrung: wie ein Gutsherr, Behufs der Tilgung der durch einen abgelieferten Inquisiten aufgelaufenen Kosten, sein Gut verkaufen müssen. Das ist Thatsache und — wie mich mehrere glaubwürdige Männer (selbst Juristen) versichern wollen — nicht die einzige! ich sage Ihnen: die Ungerechtigkeiten, welche durch Verschleppungen, Spoliirungen etc. im Justizfach verübt werden, sind himmelschreiend und man glaubt seinen

eigenen Ohren nicht trauen zu können, wenn man die Beweise davon nicht allein von denen Recht und Gerechtigkeit suchenden, sondern selbst von Gesezz-Depositarien vernimmt. Es ist mir in der That fast ein Räthsel: wie in einem — wenn auch zum Teil nur vermeintlich: anderen Theils aber doch auch wirklich — wohlgeordnetem Staate dergleichen fortwährend stattfinden kann?

Nächstens werde ich Ihnen auch die zum Druck bestimmten höchst merkwürdigen Akten mittheilen, welche die im vorigen Sommer in Südproussen stattgehabten Mordbrennereyen — wovon auch das Gerücht bis zu Ihnen gekommen seyn wird — und deren Urheber veranlasst, so bald sie die Presse verlassen. Vorläufig nur so viel:

dass die der Verbrechen förmlich überführten und geständigen (convicti et confessi) an dem Tage, da sie zum Scheiterhaufen geführt werden sollen, Vertheidiger gefunden die das Alibi bewiesen, dass der Process reassumirt und Inquisiten — nach unglaublichen den Menschenverstand irre machenden Machinationen — absolvirt worden, dergestalt, dass einige ganz entlassen worden, einer über die Grenze transportirt, und nur einem de novo der Process gemacht wird.

Die Beschränktheit meiner Zeit erlaubt mirs nicht, Ihnen heute eine Idee mitzuteilen, welche längst der Gegenstand meines ersten Nachdenkens ist. Sie hat bereits die Sanction würdiger durch die Bande reiner Seelen-Harmonie mir verwandter Männer erlangt. Sobald ich mich von meinen Dienstgeschäften etwas debarassirt haben werde — hoffentlich nächstens — will ich Ihnen davon — zu Ihrer Prüfung und völligen Entscheidung, Communication machen, da Ihre wahren unverkennbaren Verdienste um die Menschheit eben so das uneingeschränkste Vertrauen zu Ihnen als innige reine Verehrung in mir tief gegründet haben.

Kalisch, den 1. März 1801.

Carl Nieter.

Nachschrift von Zerboni,

Empfangen Sie, würdigster Mann, meinen herzlichsten verbindlichsten Dank für Ihr fortwährendes Interesse an meinem Schicksale, mit der wiederholten Bitte um baldmöglichsten Abdruck des von Herrn Ersch erhaltenen Verzeichnisses.

Sollte Sie der Verfolg meines neuen wegen der Herausgabe meiner Aktenstücke gegen mich verhängten fiskalischen Processes interessiren: so stehn Ihnen sämmtliche Verhandlungen zu Befehl.

Ihre edelmüthige Vertheidigung ist in Berlin nicht wörtlich die Censur passirt, und Herr von Held verlangte, dass auch nicht ein Wort wegbleiben sollte. Er hat sich in der Sache an den Herrn Staatsminister Grafen von Schulenburg gewendet, der ihn sehr artig und umständlich, ohne sich über die Druckfähigkeit der Piece auszulassen, belehrt

hat, dass ihm in dem gegenwärtigen Fall kein Befehl zum Imprimatur competire.

K., den 1. März 1801.

Z.

7.

Held an Hennings.

Berlin in der Hausvogtey Sonnabend den 14. März 1801.

Eine sichere, in Ansehung meiner aber eilige Gelegenheit, verstatte mir nur einige Worte.

Um Zerboni, der in seinem entlegenen pohlischen Dorfe keine litterarische Boutique für sich in Bewegung zu setzen Gelegenheit hat, aus dem fiscalischen Process zu retten, den ihm die Hoymisch-Goldbekische Clique wegen der Herausgebung seiner Actenstücke an den Hals gehenkt hat, und um dem König, der einen bekannten Ekel davor hat, viel Geschriebenes und um so mehr dicke Manuscripte zu lesen, desto klärer die Augen über Hoym und Goldbek zu öffnen, lies ich ein Buch drucken: Die wahren Jacobiner im preussischen Staate oder actenmässige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweyer preussischer Staatsminister (Hoym und Goldbek). Dies Buch enthält nichts als Actenstücke und Infamien, begangen unter dem Schutze der Form, des Zusammenhangs wegen und um manche Lücke auszufüllen, habe ich übrigens einen Commentar und Noten beyfügen müssen. Ich schickte gedachtes Buch in schwarzem Bande und Schnitt, dem Könige und einigen Ministern anonymisch zu. Daher hat es den Beynahmen des schwarzen Buchs bekommen.

Das Publicum verschlang sogleich diese wegen des grossen Hasses gegen jene Männer, ihm willkommene Erscheinung. Aber der Cabinetsrath Beyme, der in vertrauten Cirkeln selbst, den Goldbek einen Schuft nennt, warf: weil er nicht leiden kann, dass ich und Zerboni im geringsten Recht behalten, sich plötzlich auf die Gegenseite und allarmirte den König. Das Buch wurde verboten und auf tausend Schleichwegen und durch Bestechungen kam man dahinter, dass der Buchhändler Frölich hier in Berlin es gedruckt habe und ich der Verfasser sey. Frölich wurde, als ich eines Abends im Schauspiel war, arretirt und gestand nach langem Examen. Ich wurde auf eine jedoch sehr höfliche Weise ebenfalls arretirt, als ich aus dem Schauspielhause trat, wurde hiernächst zum Geh. Justizrathe von Warsing gebracht, gestand sogleich und wurde dann in ein Gefängniß der Hausvogtey gesperrt, welches ich noch bewohne. Jene Arretirung geschah Sonntag Abend den 22. Februar.

In den Verhören habe ich die Schurkereyen der Gegenparthey mit dürren Worten noch lebhafter und bestimmter und umständlicher dargethan und die Wahrheit meines Buchs überall behauptet. Jetzt amüsirt

man sich mit einer langweiligen Untersuchung, obgleich dabey nichts weiter zu untersuchen ist. Viele Grossen und das ganze Publicum sind für mich, aber um desto giftiger ist die Bosheit der Bande die ich attackirt habe. Ich befinde mich gesund und ungemein heiter, obgleich ich wirklich sehr schlecht verhalten werde. Meine Beruhigung gibt mir der Beyfall aller, die es bisher gut zu dem Staate und Könige meynten. Das Problem ob der König selbstständig und Beyme tugendhaft sey, ist nunmehr entscheidend aufgelöst. Mein Schicksahl wird wahrscheinlich sehr hart seyn, noch härter aber ist mein Muth. Beyme hat seine eigne Grube gegraben und sein Lohn wird nicht ausbleiben.

Gern schikte ich Ihnen mein Buch wenn ich könnte. Viele Exemplare sind confiscirt, man muss bereits 1 Fr. d'or dafür bezahlen. In Leipzig wird es jedoch gewiss nachgedruckt.

Freylich habe ich in meinem Commentar geschimpft; aber wer kann den Scorpion anders als giftig nennen, und wäre Luthers Reformation, si licet magna componere parvis, wohl ohne Schimpfen zu Stande gekommen?

Ihr Manuscript erfolgt hiebey zurück, aus Furcht vor Beyme hat kein hiesiger Censor sein Imprimatur geben wollen. Kann ich Ihnen ferner Nachricht von mir geben, so soll es geschehen, unterdess leben Sie wohl.

v. Held.

8.

Zerboni an Hennings.

Plugawice bey Kalisch, den 1. April 1801.

Herr von Held ist wegen einer von ihm unter dem Tittel

Die wahren Jakobiner in Preussen, oder aktenmässige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweyer preuss. Staatsminister

von ihm herausgegebenen, in Berlin selbst in Geheim gedruckten, dem Könige dedizirten, und an ihn selbst eingereichten Schrift, in der er wichtige Vergehungen des Gr. v. Hoym und des Gross-Kanzlers mit Aktenstücken belegt, und über allen Ausdruck dreist commentirt, in Verhaft genommen worden, und die bereits in seiner Sache intenirten Akten liegen schon bey dem Cammergerichte zum Spruch vor.

Kurz vor seinem Verhafte hatte er Ihr Manuscript einem Buchhändler, so viel ich weiss, mit der Auflage übergeben, es an Sie unmittelbar zurück zu senden, wenn er es nicht drucken wollte. Ich kenne diesen Buchhändler nicht einmahl dem Nahmen nach, und bin daher bey dem besten Willen von meiner Seite nicht im Stande, Ihnen vollständigere Auskunft über Ihr Manuscript zu geben, das ich selbst nicht einmahl gelesen habe, und mich doch so sehr interessirt.

Ich wünsche sehr die Held'sche Schrift von Ihnen gelesen. In Berlin ist sie überall aufgegriffen worden, wird aber jetzt von den Subalternen der Polizey selbst zu 1 Fr. d'or verkauft. In Leipzig soll sie im Buchhandel seyn. Dies kleine Schriftgen ist in vielem Betracht höchst merkwürdig. Held hat viele und bedeutende Freunde in Berlin gefunden. Die Gegenparthey ist in unbeschreiblicher Verlegenheit. Er hat nicht eine Silbe im Verhör zurückgenommen, und sich erboten noch wichtigere als die von ihm gerügten Verbrechen juristisch zu beweisen. Das Publikum erwartet den Ausgang der Sache mit grösster Aufmerksamkeit und Ungedult.

Auch mein fiskalischer Prozess liegt bey der Regierung zu Posen zum Spruch vor. Der General-Fiscal hat in der Sache eine, den ungesetzlichen Gang derselben betreffende Note, bey dem Staatsrathe eingereicht, die Sie einst erhalten sollen, und die diesem Manne die allgemeine Achtung jedes Mannes von Kopf und Herz erwerben muss. Warum stehn Leute wie dieser so einzeln?

Ich stelle Ihnen anheim, ob, und was Sie vorläufig dem Publico von der Sache mittheilen wollen. Ich meine von der meines Freundes von Held, die meinige hat keine solche Eyle. Zerboni.

9.

Nieter an Hennings.

Kalisch den 2. April 1801.

Ihr gütiges Schreiben vom 12. v. M. habe ich wegen desjenigen, was Sie, Verehrungswürdigster, dem Herrn von Zerboni proponiren,¹⁾ selbigem sogleich communicirt, da er abwesend ist. In so fern ich nun vermuthete, dass die jetzigen Conjunctionen es dem Herrn von Held vielleicht nicht gestatten, Ihre Handschrift abzusenden, bin ich so frei in deren Stelle ein an mich gekommenes Schreiben über den im 8. Hefte der Annalen S. 206 befindlichen Jurnal Auszug zur Aufnahme im 9. Hefte anzulegen, und darum um so dringender zu bitten, da mancher in der Art der Erwähnung Hrn. v. H. in jenem Auszuge, den würdigen jetzigen Präsidenten des Cammer-Departements, Herrn v. Härlen, hat compromittirt finden wollen, welches mir, sowohl wegen der Ueberzeugung von seiner Rechtschaffenheit als um der freundschaftlichen Verhältnisse willen, in denen ich mit ihm stehe, höchst unangenehm ist.

Die Mittheilungen, deren willige Aufnahme Sie mir bereits gütigst zugesagt, sind noch nicht zur völligen Reife gekommen. Sie werden aber immer zur rechten Zeit eintreffen. Indessen hat die Art Ihrer vorläufigen

¹⁾ Nämlich die Rücksendung des Manuscripts zum Abdruck in den Annalen der l. M.

Zusage einen desto höhern Werth, da ich mich zu keiner ungebührlichen Zumuthung gegen den Mann fähig fühle, der seinen durch solche Reihe von Jahren her begründeten Charakter keinen Einseitigkeiten Preis geben kann und wird, dessen Belehrung ich aber, wenn gleich wohl meine Wünsche aus mir unbekanntem Gründen unzulässig wären, mit Dank annehmen werde.

Carl Nieter.

(In der Antwort ist gesagt, dass der Aufsatz, da das 9. Heft schon vollendet war, bis zum 10. in der Michaelismesse liegen bleiben müsse.)

10.

Nieter an Hennings.

Kalisch den 24. Juni 1801.

Verzeihen Sie, Verehrungswürdigster, dass ich so lange ein tiefes Stillschweigen beobachtete und Ihrer geneigten Aufforderung zu Mittheilung eines Mehreren zu Gunsten des Rechts nicht eher genüget. Ich muss mich hauptsächlich dieserhalb immer mit der alten Klage wegen überhäufte Dienstgeschäfte entschuldigen; jedoch hat auch diesmal das lange Ausbleiben des anliegenden Nachtrages meine Antwort verzögert.¹⁾ Dieser ist von dem Director eines Südpfeussischen Landes-Collegii, einem Manne, der mit seinen Talenten und Erfahrungen noch den immer seltener werdenden guten Willen, für's Beste der Menschheit und des Staats zu wirken verbindet, und ich wünsche und bitte daher recht sehr darum, dass Sie von seinem Aufsätze baldigst Gebrauch machen mögen. Der Gegenstand ist um so wichtiger, weil die am Schlusse erwähnten Grundsätze zur Einrichtung der Besserungs-Anstalten in sämmtlichen preussischen Staaten d. d. Berlin den 5. April d. J. erst in diesem Monathe publicirt worden.

Zerboni hat jetzt mit seinen eigenen Angelegenheiten so viel zu thun, dass ihm Zeit und Muth zu etwas anderm fehlt: er bittet mich Sie seiner innigsten Verehrung zu versichern.

Ich schliesse hier auch eine Erklärung bey²⁾ über Bemerkungen, welche in der Nationalzeitschrift über meinen Aufsatz gemacht worden; ich weiss nicht ob Sie diese neue Zeitschrift kennen, indes kann ich Sie versichern, dass jene Bemerkungen nicht allein von mir, sondern von allen meinen Freunden, höchst fade und leer gefunden sind, so dass sie an sich keiner Beantwortung werth seyn dürften, wenn es nicht der guten Sache wegen gerathen seyn möchte, etwas darüber zu sagen, und ich stelle Ihnen also anheim, ob und welchen Gebrauch Sie von meiner Erklärung machen wollen.

¹⁾ Gedr. im Genius des 19. Jahrhunderts 3, 49—72 vom September.

²⁾ Gedr. am a. O. S. 72—79.

Von dem neulich erwähnten Mordbrenner-Process wird ein Auszug, der bereits dem H. Grosskanzler des Behufs eingesendet worden, in Kleins Archiv des Criminalrechts eingerückt werden.

Empfangen Sie die Versicherung der reinsten treuesten Verehrung.
Nieter.

11.

Antwort.

Neumühlen den 15. Juli 1801.

Für den mir mitgetheilten Nachtrag bin ich Ihnen sehr dankbar, und wenn der Druck des Auguststücks nicht zu weit fortgeschritten ist, werde ich ihn zugleich mit Ihrer Erklärung in dasselbe einrücken lassen. Widerspruch ist das beste Mittel zum Lautwerden und dient dadurch der Wahrheit, die er verdrengen will. Lassen Sie Sich ihn daher nicht verdriessen; je mehr Sie Recht haben, desto lieber muss er Ihnen seyn. Ich habe sonst keinen gehört, aber wohl Dank auch aus nähern Brandenburgischen Gegenden für Ihre Aufdeckung der Justizgebreechen erhalten, die nicht blos in Südproussen der Themis Seufzer auspressen.

Zerboni wird das letzte Heft der Annalen der I. M. gesehen haben, das auch ihn angehet. Seinen und Helds Namen habe ich aus dem Nachtrag weggelassen, weil bey beyden die Regierung compromittirt ist, und durch ihre namentliche Einführung eine Galle erregt werden möchte, deren Erguss ihnen schaden könnte. Ein Gedankenstrich an des Namens Statt ist dem Weisen genug, und ist Zittern und Beschämung der Schuldigen, oder reifes Nachdenken der Machthaber möglich, hinreichend. Così all' egro fanciul'.

Ihre ferneren Beyträge, so wie Geschäfte und Laune sie Ihnen erlauben, werden mir immer willkommen seyn. Wir wollen mit sanftem Regen den Stein beträufeln, und sehen, ob es endlich Eindruck macht.

Leben Sie wohl und gedenken mit Wohlwollen Ihres

Hennings.

12.

Nieter an Hennings.

Kalisch den 20. August 1801.

Mit dem verbundensten herzlichsten Dank für die geneigte Aufnahme meiner Beiträge, zeige ich Ihnen, Verehrungswürdigster! den richtigen Eingang Ihres gütigen Schreibens vom 25. v. M. an. Es ist übel, dass ich den Genius immer so sehr spät erhalte; so sind die Hefte pro Juny et July erst jezzt bei mir eingegangen, und, da H. Maurer sich damit entschuldigt, dass er selbst nicht früher dazu käme um sie zeitiger abzu-

schicken, so wird es ziemlich spät werden ehe ich die etwanigen Errata in dem Aufsazze quaest. Ihnen werde anzeigen können, denn erst zu Ende Sept. kann ich den Eingang des August Stücks erwarten.

Das 9. Heft der Annalen d. l. M. ist eingegangen, das zehnte erwarten wir gleichfalls mit Sehnsucht, und Zerboni, der seine unwandelbare Verehrung versichern lässt, verkennt weder die weise Sorgfalt noch das ihn ehrende Wohlwollen, wovon Sie ihm so unverkennbare Beweise geben. v. Held hat appellirt und der König befohlen ihm die Akten vor dem Spruch einzusenden.

Endlich muss ich Ihnen Communication von einem Plane machen, worauf ich vor einiger Zeit in einem meiner Schreiben hindeutete, der, so hohes Interesse ich dafür hatte, doch — wenn auch nicht ganz gescheitert — wenigstens, vielleicht auf lange Zeit, suspendirt worden.

Vieljährige Bekanntschaft und mehrjähriger Umgang einiger sich gegenseitig schätzender Männer gab seit einigen Jahren, durch das an sich sonst jezzt lache Band des Fr. Mr. O. in hiesiger Loge, um so mehr Gelegenheit zu einem besonderen kleinen Zirkel, je weniger der grosse Haufen zu etwas Reellem geeignet ist. Wir vereinigten uns um gewisse Irrungen, Fehler und Missbräuche bei der □ selbst so viel als möglich abzustellen und die wohlthätigen Wirkungen der Freundschaft wenigstens im kleinen Zirkel zu erhalten. Es ward dadurch nicht nur bald eine Art Ausschuss formirt, sondern auch, da wir grösstentheils Litterati sind, bald eine litterarische Elite, welche um so interessanter wurde, da sie beinahe aus allen Fächern Subjecte hat, constituirt. Je mehr wir, grösstentheils Staatsbeamte, einsahen, wie sehr es Südproussen noch an so vielem Guten (das nur geweckt werden dürfe) fehle und wie sehr es einer besseren (moralisch und physisch) Cultur eben so fähig als bedürftig sey, desto mehr wurde bei uns der Wunsch rege: auch ausser unserem Geschäftskreise zu wirken und dem Dienstzwange zu Hülfe zu kommen. Ich trat daher mit der Proposition hervor: gemeinschaftlich, jedoch — da uns unsere Dienstverhältnisse in mancher Hinsicht beschränken dürften — unter dem Beistande und der Direction eines auswärtigen allgemein in und ausserhalb Deutschland, sowohl im Privat- als öffentlichen Leben geschätzten Mannes, unsere Arbeiten etc. in einer besonderen periodischen Schrift — jedoch in zwanglosen Heften, da wir alle Geschäftsmänner sind — an einem entfernten Orte erscheinen zu lassen. Wer dieser Mann seyn sollte — ist leicht zu errathen!

(Diese Sache wird nun ausführlicher besprochen; die Ausführung scheiterte an den Neuerungen Fesslers in der Loge Royal York; es gab Streit, die Kalischer Loge löste sich auf, und die Mehrzahl ging zum System der stricten Observanz über. Nieter gerieth aber ausserdem mit dem Meister vom Stuhl der neuen Loge in Debatten über Nützlichkeit der Publicität, veranlasst durch die Schrift und das Schicksal v. Held's,

wodurch Zweifel entstanden waren; er hat das Gespräch aufgeschrieben, es ist gedr. im Genius vom Nov. 1801, 3, 289—302. Nachtrag 337—342. Darauf verbreitet sich Nieter noch anknüpfend an einen Aufsatz im Genius 2, 41 über den grossen Nutzen der Bepflanzung der Chausseen mit Obstbäumen, bes. Pflaumenbäumen.)

13.

Antwort.

Ploen den 3. September 1801.

Danken Sie Ihrem guten Genius, dass aus Ihrer edlen Absicht, den Freimäurer Orden zu nützlichen Zwecken anzuwenden, nichts geworden ist. Eine Verbindung mehrerer Menschen zur allgemeinen Beförderung des Guten ohne einen bestimmten Zweck, ist unserer isolirten Geistes Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zuwider; selbst die mehresten, wo nicht alle, gelehrten Gesellschaften sind nichts als gelehrte Paraden und ich glaube, dass nicht einmal zwei Freunde sich in ein Bündniss für Tugend und Wahrheit einlassen können, sondern dass jeder nach seiner Art tugendhaft und wahr seyn müsse. Fessler ist Allem dem zufolge, was er von sich hat sehen lassen, ein ärmlicher Mensch. Er und Reinhold in Kiel haben deutlich gezeigt, wie chimärisch alle Einverständnisse sind, und wer das Treiben der Menge kennt, wird nicht bezweifeln, dass überall, wo eine Vielheit zusammen kommt, eigennützig Intrigen ihr herrisches Spiel haben und den wohlwollenden Mann verdrängen.

Die vis unita fortior ist für Schufte wahr, der redliche Mann ist desto stärker, je selbstständiger er ist. Will er durch Menschen auf Menschen wirken, muss er sie wie Maschinen gebrauchen, und die Meisten sind so niedrig, dass sie sich göttlich geehrt glauben, wenn sie zu Maschinen dienen.

Meine Abneigung gegen alle Orden (auch die Freimäurer) habe ich mehrmals zu erkennen gegeben, und auch im Genius nicht verhehlt, was ich von Fesslers Raketengefeuer in der Berliner Loge denke. Wenn ich in den Logen die Menschen sich zu Narren machen sah, dachte ich immer: das können nur Schwachköpfe, oder Betrüger, oder ihre Zuschauer. Zu den Lezten gehörte ich, aber höchst selten.

Besser ist es Bäume zu pflanzen u. s. w.

14.

Nieter an Hennings.

Kalisch den 12. October 1801.

(Nieter bedauert, dass ihm sein Ideal zerschlagen ist, kann jedoch nicht umhin, nach seinen eigenen Erfahrungen Hennings Recht zu geben.

Er möchte aber gerne wissen, ob H. Maurer ist, da er im Genius das Gegentheil erklärt hat.)

15.

Aus der Antwort.

Ploen den 24. October 1801.

Ob ich Freimäurer bin, ist dennoch ein Räthsel. Den unsittlichen und gesezwidrigen Eid der Aufnahme habe ich nie geschworen, auch nie die Posse der Aufnahme mitgemacht. Jugendliche Dreistigkeit schaft mir Eingang in die Logen, die Freundschaft ein Meisterpatent. So bin ich in optima forma was ich seyn will. Nichts oder Freimäurer, und auch dann Nichts. Ich habe über zwei Jahre in Schleswig gelebt, wo der Prinz Carl von Hessen die Loge hält, von der ich die Ehre hatte ein Bruder zu seyn. In Copenhagen habe ich die Kette mit dem Herzog Ferdinand von Braunschweig gemacht.

16.

Zerboni an Hennings.

Plugawice bey Kalisch in Südpreussen
den 3. Januar 1802.

Empfangen Sie, mein Verehrungswürdiger, meinen gerührten innigen Dank, für Ihre vortreffliche Vertheydigung im November des Genius der Zeit.¹⁾ Hätte nur ein Mann von Ihrem Edelmuthe, von Ihrer graden Ansicht der Dinge, und Ihrer Gabe des Vortrages, unter meinen Richtern gesessen, meine schamlosen Gegner würden nie ganz gesiegt haben. Ich weiss nicht wie ich so glücklich gewesen bin, Ihr Interesse in einem so lebhaften Grade zu erregen; aber ich bin gewis dass Sie nie in den Fall kommen sollen, über dieses Interesse unzufrieden zu seyn.

Die mir wegen der angeblich selbst beabsichtigten Lieferung für die Armee gemachten Beschuldigungen, sind so wie alle übrigen Beschuldigungen des nachgesuchten Adels etc. platte Erdichtung, die bey Leuten, die mich auch nur oberflächlich kennen, ohnmöglich haben Glauben finden können.

Ich bin wegen der Herausgabe meiner Aktenstücke zu einem 6monatlichen Vestungs-Arreste in erster Instanz verurtheilt. Ich habe gegen dieses mit elenden Sophismen unterstützte, gegen den dürren Buchstaben des Landrechts gesprochene Erkenntniss appellirt. Mit welchem Erfolg, steht zu erwarten. Es ist unverantwortlich, dass sich der H. v. Gold-

¹⁾ Da wurde sie gedruckt, nachdem der Verleger der Annalen sie aus diesen fortgelassen hatte.

bek, der doch offenbar Parthey in der Sache ist, aller meiner officiellen, lauten, mit Gesetzstellen belegten Protestationen ohnerachtet, noch fortwährend in die Sache mischt. Der Mann hat eine Stirne sonder gleichen.

H. v. Held wird in Collberg mit vieler Nachsicht behandelt. Giebt und empfängt Besuche. Zerboni.

(Im Anschluss hieran spricht sich Nieter zuerst über den günstigen Eindruck, welchen die Schutzschrift auf Zerboni gemacht, und dann sehr ausführlich über die durch Fessler unter den Freimauern angestifteten Differenzen aus.)

Kalisch den 4. Jan. 1802.

(Beigelegt ist ein sehr langes, Zweifel in Betreff der Freimaurerei enthaltendes Schreiben d. d. Kalisch den 21. Nov. 1799 von Nieter an den Geh. Rath Siebmann im Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin, einen Verwandten, in dessen Hause Nieter erzogen worden. Ich entnehme daraus, dass Nieter in Königsberg in die Loge aufgenommen war, den französischen Feldzug mitgemacht hat und damals in Verdun gewesen ist, und 1798 nach Kalisch gekommen war.)

17.

Antwort.

Ploen den 23. Jan. 1802.

Was ist der Mensch, wenn er nicht Theil nimmt an Recht oder Unrecht, und wo findet der sittliche Schriftsteller ein grösseres Interesse? Verdankt es ihm auch nicht die Welt, so wächst ja darum der Baum nicht gerade, damit der Zimmermann den Stamm schätze, ob er zum Balken oder zum Sparren taue, es ist ihm wohl im freien Wuchs, und wenn müde Wanderer in seinem Schatten Schutz finden, würde es ihn freuen, dürften wir ihm, wie der Menschpflanze, eine Halbgöttin oder Dryas der Alten, als Seele beylegen.

Ich möchte in dem Bilde bleiben, um von Zerboni, auf dessen Brief Obiges eine Antwort ist, und den ich zu grüssen bitte, zu Ihrem Gegenstande überzugehen.

Sehen Sie Bäume neben einander in einem Walde aufwachsen! Alle aus einem Saamen; herrlich und frisch ist der Wuchs. Zwingen Sie Bäume, künstlich in einem Bogengang, nehmen Sie gar Bäume allerlei Art und Sträucher durch einander: welch' ein ängstliches Gewebe, so spielend und artig Ihre Phantasie es auch pflegt! — Sehen Sie dort, was der Mensch werden kann, wenn er in Einem Sinn sich machtvoll entwickelt! Sehen Sie hier in einem Versailles die gegängelten Ordenskinder! Ist wie bey einem Hagedorn und Carpsner, gesellige Freude

der Lieder und des Weins der Zweck der Verbrüderung, wer möchte dann Steine in dieses Blumenparterre werfen, wenn es uns gleich zu abgezirkelt scheint? Ich habe aber bey Maurerfesten und Gelagen nie Heiterkeit gefunden, und wie lässt sich die auch bey einer so gemischten Gesellschaft gedenken, die nicht allein die Zahl der Grazien und der Musen weit übersteigt, sondern statt dieser Huldinnen, von einem grotesken Momus präsidirt wird, der den Satyr, aber nicht die Götter lachen machen kann.

Wollen Sie an ernste Dinge denken, so rathe ich Ihnen den ganzen Plunder der Maurerei bey Seite zu werfen. Bin ich gleich in den Vorsälen der Höhle stehen geblieben, so habe ich doch Blicke genug hineingethan, um die Leerheit und Dunkelheit beym Phantomschein der Spokerleuchtung zu sehen. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Hauptmänner des Ordens kennen zu lernen und ihr Vertrauen zu gewinnen, Männer die mit Gefühlen schwärmten, und, wenn ich zweifelte, mir bedeutungsvoll zuriefen: Es sind viele Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon ihr andern Philosophen keine Begriffe habt! Männer die, wie der hier verstorbene Graf Schmettow, mit kalter Vernunft dem Congresse zu Wiesbaden Pläne zur Reinigung des Ordens vorlegten, wie zu Luthers Zeiten der Reichstag zu Nürnberg zur Reinigung der Kirche: Männer endlich, die sich begegneten wie in Rom ein Augur dem andern, und über einander lachten. Von ehrlichen Schwärmern habe ich keinen gefunden (ich rede nicht von den unwiederbringlich Bethörten), den nicht ruhige Ueberlegung reifer Jahre von seinen Verirrungen zurückgeführt, und der nicht die Puppe belächelt hätte, mit der er einst spielte. War für mich ihre ruhige, bessere Weisheit, abgesondert von allen Ordensgrillen überzeugend, so war es noch mehr das Beispiel jener Verlohrnen, die nie aufhörten dem Schellenklange nachzulaufen. Wie fielen sie blindlings einem Betrüger nach dem andern in die Hände, sie die wähten das Licht gesehen zu haben!

Ein Opfer der Art war Friedrich Wilhelm II. Auch ich hätte es durch Bischofswerder werden können, hätte ich drei Tage und drei Nächte ohne Essen, Trinken und Schlaf zubringen wollen, um den verstorbenen Herzog Carl in Dresden Geister sehen zu lassen. Ich lachte damals der Thorheit, der ich meine Küche und Wohnung, aber nicht meine Person zum Operiren anbot; und es ahnete mir nicht, als Bischofswerder mich von seinen Mährchen unterhielt, dass er im Stande seyn würde, eine Rolle zu spielen.

Ich könnte Ihnen Scenen mancher Art erzählen, die mir wissbegierigem aber unbemerktem Wanderer auf dem Schauplatze der Welt aufgestossen sind, wäre es nicht hinreichend Sie einzuladen, selbst in dem hellen Lichte der Unbefangenheit den Orden zu überschauen. Einige trauen ihm viel Böses zu, das er im Finstern des Geheimnisses ange-

spinnen haben soll, Jesuiterei und Revolutionen sind in sein Inneres gelegt worden. Ich glaube ihn selbst dazu nicht zusammenhängend genug. Das Spinnengewebe seiner Täuschung kann zu keinem reellen Bündnisse führen. Einzelne Intriganten haben es verstanden, das Fett abzuschöpfen. Wer ernstliche Sachen ausführen will, treibt keine Kinderspiele.

Einst besuchte mich ein Grossmeister aus Paris, den natürliche gesunde Vernunft und Erfahrung über das was wirklich ist, und was man vergebens sucht, ins Reine gebracht hatten. Ihn erwartete sehnlich ein deutscher Grossmeister des Orts, den ich bewohnte. Da der Reisende ihn nie gesehen hatte und ich ihn länger kannte, war es natürlich dass er, ein Bekannter meiner frühen Jugend, bey mir Erkundigungen einzog. Selbst über die Mummerei hinaus und vertraulich gegen mich, lag ihm doch daran, einem hohen Ordensbruder verehrlich zu erscheinen; auch war er, so wie ich, neugierig zu erfahren, was eigentlich das Treiben unsers deutschen Ordensmeisters seyn möchte und ob es einen wirklichen Zweck hätte. Gespannt auf beyden Seiten hatte die Unterredung statt. Ich erfuhr ihren Inhalt. Beyde Grossmeister stozten von schönen Phrasen, beyde entfalteteten mit vieler Weltfeinheit und Wortfülle ein glänzendes Gewand, das ein Nebel bedeckte.

Was ich Ihnen gesagt habe, wird Sie über alle Gewissenszweifel in Ansehung Ihrer Ordenspflicht beruhigen. Ich glaube, selbst die Ordensbischöfe würden Sie absolviren, die vermuthlich nichts so unconstitutionel fanden, als das Ansinnen der Erlanger Loge.¹⁾ Der an Formen gewöhnte Mensch gehet selten über sein Ritual hinaus, und wenn man auch mehr von ihm verlangt, bleibt er doch in seinem kalten Canzellei-Stil, wie die Loge in Königsberg in der Ihnen ertheilten Antwort. Ein Beispiel davon haben Sie in den Resignirungs-Schreiben der französischen Bischöfe. Haben Sie ein einziges darunter gefunden, das gesunde Vernunft enthielt? Sie sind alle cancelleimässig, schulgerecht; man erkennt in jedem den Leisten. So wird der Mensch, wenn er Formen annimmt. Ach, wer weiss, so sind wir vielleicht, mehr oder weniger, alle. Nur der Former ist ohne Form, lassen Sie uns ihm nachstreben, so viel wir können.

Der arme Held dauert mich. Musste man unmenschlich seyn, um sich in Colberg menschlich zu zeigen? Sein Familienglück, sein Wohlstand, sind zerrüttet; aber die Härte dieser Strafe berechnen die Menschen nicht, die Rache Gerechtigkeit nennen. Glaubt Zerboni dass es ihm nützen kann, wenn ich die Ungereimtheit des gegen ihn gefällten Urtheils ins Licht setze, so bin ich dazu erbötig, nur muss ich die Materialien haben.

Biester würde mehr würken, wenn er einen festern Charakter hätte; aber das zerknickt die Rosen, mit denen man so gern sein Leben kränzte.

*) Sie hatte die Einrichtung einer Meister-Correspondenz über Gegenstände von allgemeinem Interesse vorgeschlagen.

Daher haben die Sprudler und Schaumköche so freies Spiel. Ich muss abbrechen. Das ist ein weites Feld, auf dem überall die Thorheit hervorkeimt. Tu ne cede malis, sed contra prudentior ito. Leben Sie recht wohl.

Hennings.

(Zur Erklärung der Bischofswerder betreffenden Stelle lasse ich noch einen Auszug aus einem Dresdener Briefe vom 28. September 1776 folgen:)

Der Herzog Carl, des Churfürsten Onkel, ist ein sehr gebildeter Prinz, der vieles gesehen und erfahren hat; er theilt sich der Geselligkeit mit und zeigt sich in ihr sehr liebenswürdig. Er hat noch etwas von der Körperkraft seines königlichen Ahnherrn, und einen Pfaffen zu Tode geprügelt, der des Nachts als Geist die Churfürstin zur Devotion schrecken wollte, zu der ihr Temperament nicht geeignet schien. So wenig Hang er auch zur Bigotterie hat, so sehr hängt er doch dem Mysticismus nach, der immer noch spukt, wenn gleich Schröpfers Betrügereien entdeckt sind. Ein Gutsbesitzer aus Thüringen, von Hopfgarten, befand sich unter den hier versammelten Landständen. Er hatte in Copenhagen in der Garde gedient, und aus alter Anhänglichkeit an Dänemark suchte er mich auf. Er erzählte mir, dass sein Schicksal ihn nach Siam geführt und zum Wärter der weissen Elephanten des Kaisers gemacht habe. Hier wollte er den Umgang mit Geistern gelernt haben. Sein mystisches Grossthun fand Eingang bey dem Herzog, der mich durch seinen Stallmeister Bischofswerder bitten liess, meine Wohnung zu den Geisterbeschwörungen herzugeben. Niemand konnte williger dazu seyn als ich. Ich habe eine geräumige Küche in der von mir bewohnten Etage, die ich nicht benutze.

Hier sollte die Geisterkocherei vor sich gehen. Allerlei Geräthe, wie Retorten, Distillirkolben u. s. w. wurden gebracht. Nun trug Bischofswerder mir an, drei Tage und drei Nächte bey der Operation zu wachen, ohne das Geringste zu geniessen. Dies Opfer, wodurch ich selbst hätte ein Geist werden können, lehnte ich ab, erbot mich aber, jedem der sich dazu Kraft fühle, meine Zimmer zu räumen und selbst auszuziehen, wenn es nöthig seyn sollte. Vermuthlich fand sich keiner, denn die Geräthe wurden weggehohlt und ich habe weiter nichts davon gehört. Bischofswerder ist von seinem Mysticismus so eingenommen, dass er mir versichert, seine nächtliche Ruhe werde durch den Besuch der Geister gestört; ich habe ihn inständig gebeten, mir zu eben dem Umgange behülflich zu seyn, er verweigert es aber beständig, wie er sagt, aus Liebe für mich, weil es nicht möglich die lästige Gesellschaft wieder los zu werden, wenn man sie zu sich gewöhnt habe. Das behauptet er in dem grössten Ernst. Man hat Mühe es zu glauben, wenn man nicht weiss, wie weit die Bethörung gehet. Bey einem Abendessen in dem Hause des Herrn von

Hohenthal erlaubte ich mir über Schröpfer Bemerkungen zu machen. Meine Nachbarin, die Gräfin Recke, Schwiegermutter des Wirths, gab mir Winke, die ich so verstand: *il ne faut pas parler de la corde dans la maison d'un pendu*. Nun erzählte sie laut, dass eines Abends Schröpfer bey Tische gesagt habe, zum Beweise seiner Untrüglichkeit sollten die Wachslichter fortleuchten, ohne sich zu verzehren; man habe ein Zeichen an den Lichtern gemacht, einige Stunden gessen und keine Verkürzung wahrgenommen. Niemand durfte einem so erlauchten Zeugnisse widersprechen.

18.

Ein anonymes Schreiben an Hennings.

Der Herr Cammerherr von Hennings wird dringend ersucht, dem anbey erfolgenden Aufsätze, wo möglich im Genius des neunzehnten Jahrhunderts, und wenn nicht dort, doch auf irgend eine andere Weise, in einer andern viel gelesenen Zeitschrift, baldmöglichst zur Publicität zu verhelfen. Nicht Schaden, nur Nutzen, kann die Folge davon sein. Alles im preussischen Staate, nähert sich einer wohlthätigen Geschäftsreform, und dazu helfen nebenher dergleichen öffentliche Anregungen mehr als man gewöhnlich glaubt. So hat z. B. der in den Annalen der leidenden Menschheit erschienene Brief des Herrn von Held an den Minister von Voss bereits die besten Eindrücke gemacht, und zwar am rechten Orte. Das Original des Menken'schen Briefes¹⁾ befindet sich in den Händen des Kriegsraaths Zerboni, die Aechtheit kann also nöthigenfalls erwiesen werden, wiewohl Zerboni bis jezt noch nichts von dem hier gethanen Schritte weiss; man hat seine Besorgniss, für eitel gehalten zu werden, schonen müssen. Nichts desto weniger ist gewiss, dass Zerboni gegen die Publicirung des Briefes auf diese Art nichts einzuwenden haben wird, und dass sie ihm auf keine Weise nachtheilig seyn kann; dies ist allerdings vorher sorgfältig erwogen worden. Die erheblichsten Ursachen nöthigen den Einsender dieses, gegen den höchst achtbaren und sonst alles Zutrauen verdienenden Herrn von Hennings die Anonymität, wiewohl ungern zu beobachten. Derselbe kann indess auf das Heiligste versichert seyn, dass nur die Wahrheit und die rechtschaffensten Beweggründe die Veranlassungen enthalten, mit dieser Angelegenheit vorzüglich an Ihn sich zu wenden, und die Ausführung seiner bekannten Klugheit und festen Unerschrockenheit gegen das Böse zu überlassen.

Der Aufsatz selbst kömt übrigens von einer, im preussischen Staate jezt viel wirkenden und nicht unbedeutenden Hand.

Berlin im April 1802.

¹⁾ Abgedr. im Juliheft des Genius, 5, 185—220 und daraus wiederholt in Schlichtegroll's Nekrolog d. Deutschen im 19. Jahrh. 1, 333.

19.

Nieter an Hennings.

Kalisch den 18. April 1802.

(Nieter bekennt, von seiner Vorliebe für die Freimaurerei sehr zurückgekommen zu sein, dankt für den Abdruck seines Gespräches über Publicität, und den dazu gefügten Nachtrag, erkundigt sich nach seinem, mit dem Schreiben vom 12. Oct. 1801 übersandten Aufsatz, legt einen neuen Aufsatz bei, und bittet, da er wahrscheinlich nach Berlin reisen wird, zu adressiren an den Director en chef der Kgl. Prinzl. Heinrich'schen Domainen-Cammer, Herrn von Grünenthal, seinen Schwager.)

Zerboni der jetzt ein ganzer Landwirth ist und seine Aecker, Wiesen, Wälder etc. emsig cultivirt, bittet mich die Versicherung seiner treuesten Verehrung mit der meinigen zu vereinigen.

20.

Antwort.

Ploen den 17. May 1802.

Ihre jetzt erhaltenen Gedanken über die Ursachen der Entfremdung zwischen Vorgesetzten und Subalternen werde ich ohne Zusaz oder Weglassung im Julius Stück des Genius abdrucken lassen.¹⁾ Die Sache verdient allerdings zur Sprache zu kommen. Das Uebel existirt bey uns wie bey Ihnen, nur in einem andern Gesichtspuncte. Bey Ihnen bramarbasirt, wie es scheint, der militairische Geist in der Minister- oder Bureaukratie; hier lässt der Adels Aristocratism die Mäuse auf dem Tische tanzen, damit die Katze desto sicherer die Ortolanen in des Herrn Wildbahn haschen könne. Wer nur irgend kek ist, denkt: anch' io sono Buonaparte, und der am Ruder sitzende Adel glaubt, wie seither das englische Ministerium: Lass andere das Wasser trüben, wir wollen fischen. Indessen merkt er nicht, dass das Schiff nicht dem Ruder gehorcht, und dass es ein Spiel der Windstösse und der Wellen wird. Der zwischen einsitzende Beamte fühlt sich dann gelähmt — pflanzt Blumen und schreibt Journale. Seinen Unmuth besänftigt ein sardonisches Lächeln.

(Von dem vermissten Aufsatz ist Hennings nichts bekannt.)

Sie werden in einem neuen Stück des Genius ein Gedicht von dem Herrn von Held gefunden haben.²⁾ Es war dabey eine Parodie von Zerboni und eine Schutzschrift für Held. Erstere konnte ich ohne Zerboni's eigene Erlaubniss nicht drucken lassen, und ich hielt es für ihn besser, sie zu versagen. Leztere würde die Feinde des Herrn von Held

¹⁾ Ist geschehen, Band 5. S. 273—296.

²⁾ Gedr. 5, 16—23 mit einem Schreiben aus Berlin vom 1. März 1802.

nur aufgebracht, und daher dem Unschuldigen geschadet haben. Die Vertheidiger vergessen immer, dass, wer die Macht und die Bosheit hat, Ungerechtigkeiten zu begehen, auch eben die Mittel besitzt, sie zu beschönigen. Kann man den Antäus nicht von der Erde heben und erdrosseln, so wächst seine Kraft jedesmal, wenn man ihn zu Boden wirft.

Neulich ist mir aber ein Aufsatz gegen eine Verläumdung des armen Held in den Deutschen Miscellen zugeschickt, den ich mit Vergnügen zum Druk umgearbeitet habe. Umgearbeitet, weil er gegen den Doctor Lange aus Bremen gerichtet war, dieser aber, den ich persönlich kenne, nichts mehr wünscht, als Gelegenheit zu haben das Uebel gut zu machen, was er durch die Aufnahme eines ihm von dem berüchtigten Kranz zugesendeten Libels begangen hat. Kranz soll die Materialien von einem Secretair des Ministers Hoym, ich glaube er heisst Gärtner, erhalten haben. Es ist erbärmlich, sich eines solchen Menschen, als Kranz war, zu bedienen, und so zu verfälschen, als er that. Schade dass diese Apologie des unglücklichen Held bis zum Juliushefte warten muss.

(Den Brief über Freimaurerei könne Nieter, der danach gefragt hatte, braven Männern gerne mittheilen, so wie alle übrigen Briefe.)

Hennings.

21.

Zerboni an Hennings.

Plugawice über Kalisch den 18. Oct. 1802.

Die edelmüthige Theilnahme welche Sie, verehrungswürdiger Mann, unausgesezt gegen mich bezeugen, legt mir die Verbindlichkeit auf, Sie zu benachrichtigen: dass zwar das gegen mich wegen der Herausgabe meiner Akten-Stükke gefällte Erkenntniss der ersten Instanz, nach welchem ich von neuem 6 Monathe zur Vestung soll, in appellatorio bestätigt worden ist, dass aber der König selbst dasselbe im Wege der Gnade aufgehoben hat. Wollen Sie dieser edelmüthigen Handlung erwähnen, so bitte ich es in einer Art zu thun, in der meiner Straflosigkeit keine Erwähnung geschieht.

Der Abdruck des Menkenschen Briefes an mich, hat mir viel, sehr viel Verdruss gemacht, so wie mir die ewigen Nekkereyen, welche sich Herr von Held fortwährend gegen seine wirklichen und vermeintlichen Gegner erlaubt, immer mit angerechnet werden, und neue Unannehmlichkeiten machen. Dieser Mann stürzt sich ohne Plan und Absicht offenbar ins Verderben. Er wäre seines Verhaftes schon entlassen, wäre weiter placirt, wenn — er endlich einmahl schweigen, wenn er sich bey dem was er gethan hat, beruhigen könnte. Sein schwarzes Buch ist von dem Könige selbst gelesen worden. Der König hat leicht zu erachtende Gründe, warum er nicht gegen die Menschen laut und öffentlich verfahren will.

Held wird ihn doch nicht zwingen wollen, gegen seinen Willen zu handeln? Es ist alles geschehen was geschehen konnte. Warum giebt sich in dieser Ueberzeugung Held nicht endlich zufrieden, und erregt gegen allen Zweck laute Erbitterung gegen sich?

Ich habe ihm dies alles umständlich vorgehalten. Sie aber, mein Verehrungswürdiger, bitte ich: weder von ihm noch sonst von Jemanden von nun an irgend etwas in Ihre so sehr gelesenen Blätter auf zu nehmen, was mich und meinen Gegenstand betrifft, wenn ich Sie nicht selbst darum bitte. Ich glaube mit Selbstverläugnung gezeugt zu haben, dass ich für eine gute Sache zu dulden vermag; aber ein jedes Ding muss sein Ende haben, und es ist nicht meine Maxime, den, den ich nicht umwerfen kann, wenigstens zu beschmuzen.

Sie werden mir gewiss hierin beypflichten.

Zerboni.

22.

Nieter an Hennings.

Kalisch den 24. Oct. 1802.

Noch werden Sie, mein Verehrungswürdigster! mich doch nicht aus der Liste der Lebenden gestrichen haben? Wundern aber werden Sie Sich, nachdem Sie so lange nichts von mir erfahren, hieraus zu sehen, dass ich noch immer in Kalisch bin. Ihr gütiges Schreiben vom 17. May d. J. ward mir gleich durch meinen Schwager, den Cammerdirector von Grüenthal, an den es meiner Bitte gemäss adressirt war, zugesandt.

Ich reiste bei veränderten Umständen nicht nach Berlin und mein genannter Schwager besuchte mich hier; er wurde aber bald per Estafette zurückgerufen, da gerade zu der Zeit der Prinz Heinrich starb, und hiermit ward auch ein wohlthätiges Werk vereitelt, denn er war bevollmächtigt, auf den Prinzlichen Domainegütern in Schlesien die Hofdienste aufzuheben! So entscheidet der letzte Hauch eines Menschen das Schicksal tausender und — erwägt man die Wirksamkeit eines grossen Beispiels — über Millionen!

Da meine vorgehabte Reise nach Berlin unterblieben ist, so ist nun auch das Wiedersehen des braven Siebmann für mich dahin; er ist tod und seiner Auflösung, ohne etwas davon gewahr geworden zu seyn, während niemand als er an seine Genesung geglaubt, entgegen gegangen, und den 7. d. M. eingeschlummert. Es ist wohl von denen die ihn und seine Verhältnisse gekannt, aber wie mirs vorkömmt, nicht so allgemein anerkannt, was er dem Staate, besonders zu den Lebzeiten des Ministers Grafen Herzberg (bei dem er Secretair war) gewesen ist. Zu jener Zeit genoss ich einen Theil meiner Erziehung in seinem Hause: gleichwohl dürfte eine Schilderung seiner Verdienste meiner Seits (wegen meiner

damaligen Jugend) incompetent, vielleicht auch der Ruhm eines ausgezeichneten Mannes (des Grafen Herzberg) geschmälert scheinen. So viel darf ich indess wohl sagen, dass Siebmanns rastlose, menschlichen Kräften unangemessene Thätigkeit und Anstrengung sein Leben eben so verkürzt haben, als die seinem durchaus liebenswürdigen Charakter ganz eigene Anspruchslosigkeit und Delicatesse den Grad der ihm gebührenden Huldigung stets zu mildern gesucht. Doch hat selbst unser jeziger edeler Monarch ihm während seiner Krankheit die rührendste Theilnahme durch öftere Erkundigungen nach seinem Gesundheitszustande und dadurch zugleich bewiesen, wie sehr Er Verdienste und den biedern Menschen als solchen, schätzt und würdigt.

Ich werde jetzt nun noch hier bleiben: wie lange, weiss ich aber nicht. Vermuthlich hängt meine andere Bestimmung von einer abermaligen Departements-Veränderung ab, welche lange schon projectirt gewesen, aber — Vestigia terrent — langsam zur Reife zu gelangen scheint. Daran und dass man mit den neulichst acquirirten Provinzen nicht so rasch in der sogenannten Organisation fortschreitet, thut man auch sehr wohl.

Ich bin inmittelst selbst über einige neuere Administrations-Maximen, namentlich über das Combinirungs-System, in eine schriftliche Fehde mit einigen bedeutenden Männern gerathen; sie ist noch nicht entschieden, wird sich aber — zwar ohne Schaden und Nachtheil — auch vermuthlich ohne besondern Erfolg endigen. Es ist bei uns eine neumodische Tendenz, wegen vorgeblicher Beförderung der concentrirtesten Uebersicht und höchstmöglichen Einheit in der Geschäftsverwaltung (wobei auch das Ersparungssystem im Hintergrunde liegt) untergeordnete Bureaux sowohl als Collegien selbst immer mehr — nicht vereinfachungsweise und in einander greifend, sondern nur verbindungsweise — zusammen zu ziehen — zu cumuliren!

Ich habe mich bemüht, in Rücksicht der erstern die Nachtheile der Ueberladung für die Kräfte der Individuen, in Rücksicht der andern die von einer Vielheit an sich, und in Anwendung auf die von allen einzelnen zu würdigenden Gegenstände unzertrennlichen Uebel, in Rücksicht beider aber zu zeigen, wie sie so zu consolidiren seyn dürften, dass geordnete Einheit das Resultat davon wäre. Bei dem was ich von der Vielheit angeführt, liegt hauptsächlich der Grundsatz zur Basis, worin Sie mich bestärkt, als Sie mir sagten: „wer das Treiben der Menge kennt, wird nicht bezweifeln, dass überall wo eine Vielheit zusammen kommt eigennützige Intriganten ihr herrisches Spiel treiben etc.“ Unzählig oft habe ich dies in und ausser dem Dienst bestätigt gefunden.

Meine Gegner sind — ich kann es nicht anders sagen — schätzenswerthe verdienstvolle Männer, auch ihr Benehmen gegen mich bis jetzt nicht anders als mit Würde, gleichwohl haben sie gegen mich ein zu starkes politisches Uebergewicht, und ich werde also schon darum, in

Rücksicht des erwähnten Gegenstandes sowohl als noch einiger andern (z. B. die sehr verkehrte Art der Anstellung von Colonisten, die Versorgungs- und Beschäftigungs-Art der Armen u. d. gl.) nichts ausrichten, es müsste denn das seyn, dass man darnach (wie es mir fast scheint) doch etwas vorsichtiger zu Werke zu gehen anfinde.

Ich habe mir einigemal die Erlaubniss erbeten, die strittigen Gegenstände zur Publizität bringen zu dürfen, darauf ist mir geradezu nichts, per indirectum aber gesagt worden, dass ichs doch seyn lassen mögte! —

Im verflossenen Sommer hätte ich leicht, in Hinsicht meiner Ideen wegen des Combinirungs-Wesens, eine nicht unbedeutende Alliance (wenn solche bedeutend seyn kann?) schliessen können, ja ich hatte starke Aufforderung meinen diesfälligen Plan dem Könige zu überreichen. In seinem Gefolge, als er hier durchreiste, befand sich nehmlich auch ein alter Freund von mir, der Geheime Cabinets Secretair Nietha; in dessen und des Geh. Cab. Rath Lombard Gesellschaft befand ich mich den Abend, welchen sie hier zubrachten. Das Gespräch lenkte sich zulezt auch auf den erwähnten Gegenstand und, als ich freimüthig meine Meinung darüber äusserte, drang N. in mich ihm davon schriftliche Mittheilung, zur weitem Beförderung, zu machen. Ich lehnte es jedoch ab, da ich es für billig und gerathen hielt, den diesfälligen Schriftwechsel erst zu beendigen, ich auch den Gang der Sache kenne und im Voraus sah, dass ich mir dadurch den Verdacht der Kabale und Hass von mächtigen Männern zuziehen, gleichwohl nicht nur nichts nützen, vielmehr (schon als schwächerer Theil) der guten Sache schaden würde.

Dies führt mich auf Held, der überall mit seinem Kopfe gerade durch zu wollen scheint. Seine Freunde sind dieserhalb sehr unzufrieden mit ihm, und obgleich ich ihn nur einmal in meinem Leben gesehen und bloß durch Zerboni kenne, so kann ich doch nicht anders als selbigem beipflichten. Niemand, der nicht wie Held stets in forcirten Märschen auf den — wahren oder vermeintlichen — Feind los will, machts ihm recht, und hätte nicht Ihre Weisheit und Mässigung manches moderirt (welches er Ihnen jezt noch nicht zu danken scheint) so würde es noch übler stehen. Wer (sagen Sie in Ihrem lezten Schreiben sehr wahr!) die Macht und Bosheit hat, Ungerechtigkeiten zu begehen, besitzt auch eben die Mittel sie zu beschönigen. Niemand scheint weniger daran zu denken als Held, aber von Zerboni freut es mich sehr, dass er auch hierin zur Erkenntniss gekommen und dabei sich überzeugt, wie das edelmüthige Interesse, das Sie an seinem und seiner Freunde Schicksal nehmen, der Delikatesse gleich kömmt, mit der es geschichet.

Der Ihnen unterm 12. Oct. v. J. übersandte Aufsatz ist überschrieben: „Ideen über Wohlthätigkeit mit einigen Vorschlägen zur Wegschaffung der Ursachen des Mangels und der immer mehr einreissenden Verarmung.“

Ich vermuthe, dass Sie ihn für die Materie zu einseitig und zu wenig erschöpfend gefunden haben werden, was ich ex post selbst bemerkt.

Ob Sie mitkommenden Auszug der Publikation durch Ihren Genius werth halten, stelle ich Ihnen anheim. Der Verfasser ist ein in der Armee, und selbst vom Könige, sehr geschätzter Offizier: mir scheint es als ob er es in gewisser Hinsicht gern sehen würde, wenn seine Bemerkungen Publicität erhielten. Ich habe ihm versprechen müssen, diesmal seinen Nahmen noch nicht einem Briefe anzuvertrauen.

Nieter.

23.

Hennings an Zerboni.

Ploen den 5. Januar 1803.

Wenn es nur Recht ist, mag es immerhin Gnade heissen, und so wünsche ich Ihnen doppelt Glück, dass der edlere König auch der gerechtere Mann war, und dass Sie jezt Ruhe und Frieden haben. Ich habe es für das Beste gehalten, der Sache nicht weiter zu erwähnen, weil Alles was ich im Genius darüber hätte sagen können, den nefandum, nicht infandum, dolorem Ihrer Gegner über den Druk des Menkenschens Briefes erneuert haben würde. Es thut mir leid, dass Ihnen der Druk Verdruss gemacht hat, aber trösten Sie Sich mit mir durch die Ueberzeugung, dass Menkens Brief Ihnen in der Folge der Zeit die Krone des Siegs aufsetzen wird, wenn der brausende Dampf der Leidenschaften verfliegt und das Tageslicht der Wahrheit wieder leuchtet. Held's Verfahren habe ich nie gebilligt, aber deswegen muss man auch gegen ihn nicht unbillig, geschweige denn ungerecht werden. Um gegen die Excesse seines iusti doloris nicht unbillig zu seyn, muss man wissen, wo ihn der Schuh drückt. Darauf nimmt sogar eine humane Criminal-Jurisprudenz Rücksicht. Held, glaube ich, leidet Noth und Mangel, und die Schlange der Verzweiflung nagt an seinem Herzen; sie umschlingt seine Familie, wie in dem Bilde des Laocoons die Söhne, und giebt so dem Vater den tödlichen Biss. So wie den Laocoon, den man blos als Kunstwerk beurtheilt und über die Schönheit des Ausdruks das Gefühl des Naturschmerzes verliert, sollte man nicht Held beurtheilen, und in dem Fehlerhaften seines Ausdruks nicht den Schmerz übersehen, der ihn zur ästhetischen oder nicht der Klugheit gemässen Entstellung desselben treibt.

Ich bin gewiss keiner der Rigoristen, die das Recht der Nachsicht und der Begnadigung verwerfen. Gern mag der König den grossen Verbrecher schonen, weil er gross ist, aber dann muss dieser nicht der einzige privilegiatus seyn, sondern sein unhöflicher Angeber, der nur in modo peccirte, gleiches Vorrecht mit dem geniessen, der in der Sache selbst gefrevelt hat. Der König kann freilich nicht gezwungen werden, wider

seinen Willen zu handeln, und man darf voraussetzen, dass wenn Recht und Billigkeit verletzt werden, es wider seinen Willen geschieht, folglich derjenige, der dafür redet, des Königs Willen gegen eine Usurapion vindicirt.

Schade nur, dass es so schwer ist die Regenten zu überzeugen, dass man ihren Willen richtiger trifft, wenn man für Recht und Wahrheit spricht, als wenn man sie zum Unrecht und Irrthum verleitet.

Da wo ein bleierner Scepter selbst Fürsten drückt, müssen wir froh seyn, wenn wir ihn übergolden können. Lassen Sie uns also damit vorlieb nehmen, bis die Hand des Regenten die Hand der Wahrheit wird und so, indem sie den Scepter ergreift, ihn in ächt Gold verwandelt. Da wäre dann der Stein der Weisen gefunden und Salomons Siegel gelöst. Möchten Sie recht froh und glücklich seyn.

Hennings.

24.

Hennings an Nieter.

Ploen den 6. Januar 1803.

Der Genius den ich seit 10 Jahren zu leiten versuchte, streuet keine Blumen mehr auf das Grab biederer Männer¹⁾; er ladet selbst ein, sie auf das seinige zu streuen, oder ihm wenigstens ein kleines Denkmal in der Erinnerung edler Seelen zu weihen. Er ist nicht mehr, und hat daher auch den Aufsatz des preussischen Officiers nicht auf seinen Flügeln forttragen können, so gern er es auch gethan hätte.

Ich sehe aus Ihrem lezten Briefe, dass Sie sehr wichtige Geschäfte verhandeln, und wünsche Ihnen herzlich, dass Sie mit Ihren redlichen Absichten durchdringen mögen. Das collegialische Wesen ist freilich nothwendig, um Geschäfte an einem Orte in Masse zu sammeln; besser aber wäre es, anstatt, wie jezt geschieht, sechs Männer zu sechs Geschäften zu gebrauchen, wo jeder $\frac{1}{6}$ obenhin treibt, einem jeden Geschäfte seinen Mann zu geben, um es ganz zu treiben, dafür verantwortlich zu seyn, und mit andern zu wetteifern. Jezt ist derjenige immer sicher, der nichts thut. Er ist der Jaherr für Andere, und solche Männer sind immer gelitten. Nicht so wer als $\frac{1}{6}$ Mann einen ganzen Willen zu haben behauptet; der wird leicht ein unruhiger Kopf genannt. Nichtsthun bringt daher nie, Selbstthun oft Gefahr u. s. w.

Hennings.

¹⁾ Nieter hatte einige Worte zu Siebmanns Andenken gewünscht.

25.

Nieter an Hennings.

Berlin den 14. May 1803.

(Er übersendet das 4. Heft der Feuerbrände für Deutschland, worin S. 16 ein kleines Denkmal für den geschiedenen Genius ist, den er sehr rühmt und dessen Aufhören er lebhaft beklagt. Er wird 2 bis 3 Monate in Berlin bleiben.)

26.

Nieter an Hennings.

Heiligenstadt im Eichsfelde den 26. December 1803.

Obwohl ich auf mein unterm 14. May d. J. an Sie, verehrungswürdigster Mann! von Berlin abgesandtes Schreiben keine Nachricht von Ihnen bekommen habe, so kann ich doch nicht unterlassen, Ihnen zu melden, dass ich hierher als Regierungs-Arendant versetzt bin. Ich habe diesen Posten auf den Antrag des Regierungs-Vicepräsidenten v. Reibnitz (eines Schwagers von Zerboni) angenommen und bin in mehrerer Rücksicht jezt besonders zufrieden, dass ichs gethan habe. Ausser mehreren Motiven, die mich eine günstige Versezung von Kalisch wünschen liessen, kam noch kurz vor meinem Urlaubs-Antritt nach Berlin ein Vorfall zu, der mich für die Zukunft noch mehr Verdrieslichkeiten in Kalisch besorgen liess und also meinen Entschluss hierher zu gehen fördern half; es war dieser: ich hatte zu den damals in Berlin, unter Redaction des Kammer-Assessor Kosmann herauskommenden Berlinischen Blättern unter andern einen kleinen Aufsaz (im 21. Stück vom v. J.) „über die ehemalige polnische jezige südpreussische Nation“ geliefert, und in dem Nachtrage zu selbigem zu Motivirung meiner geäusserten Meinungen, von der an widerspenstigen Bauern vollzogenen Züchtigung (durch Gassenlaufen!) Nachricht gegeben.

Die Kalischer Kammer-Justiz-Deputation, welche in dieser Sache erkannt hatte, fand darin, was nichts weiter als eine historische Erzählung einer Begebenheit war, wovon eine ganze Stadt Augenzeuge gewesen, fürchterliche Gespenster und entsezliche Absichten, zog sogleich darüber den Redacteur (da ich den Aufsaz qu. mit Aletes unterzeichnet hatte) zur Verantwortung und liess durch den Cammer-Fiskal eine Denuntiation wider ihn entwerfen. Diese wurde mir in Berlin communicirt, und je unerhörter und empörender ich sie fand, desto bereitwilliger authorisirte ich den Redacteur mich zu nennen.

Unterdessen ging ich hierher und im September sandte das Kammergericht die erwähnte Denuntiation an die hiesige Landes-Regierung zu meiner weitem Vernehmung; ich gab dann meine freimüthige Erklärung

zu Protokoll und die Regierung erbath sich im October c. vom Kammergericht die Acten zur weitem Untersuchung und zum Spruch. Hierauf ist nun bis jezt nichts weiter erfolgt, indess liegt meine Defension bereit, da sich nicht vermuthen lässt, dass die Cammer-Justiz-Deputation jezt nachgeben und selbst auf Reposition der Akten antragen sollte, zumal ein wüthendes Mitglied des qu. Collegii, welches die Seele der angestifteten Untersuchung wider mich ist, ganz unversönlich seyn soll. Sollten Sie glauben, dass dieser Mann (ein gewisser Kriegs- und Dom. Rath Bröcker) sich in seiner blinden Wuth wider mich so weit verleiten liess, zu der Zeit im Nahmen der Kammer eine Relation nach Hofe zu entwerfen und dahin anzutragen, dass mir gänzlich das Schreiben verbothen würde? Diese Relation hatte aber niemand ausser ihm als der damalige (sich vor einiger Zeit erschossene) Präsident unterschrieben, und nicht nur das ganze Collegium die Unterschrift verweigert, sondern auch die Directoren förmlich dagegen protestirt.

Unter solchen Umständen musste ich fürchten in Kalisch, wenn auch dort mehrere brave Männer meine ächten Freunde waren, doch immer in gespannten Dienstverhältnissen zu leben, und Sie sehen, dass mir um so wohler seyn müsse, da ich nicht allein von tollen Widersachern entfernt bin, sondern bei einem Collegio stehe, von dem ich weder Einseitigkeit noch Ungerechtigkeit besorgen darf.

Nieter.

Noch zwei berühmte Aerzte Breslau's

zur Zeit Friedrichs des Grossen,

Dr. Jagwitz und Dr. Morgenbesser.

Vorgetragen am 21. Januar 1869 in der allgemeinen Sitzung der Schlesischen
Gesellschaft für vaterländische Cultur

von

Dr. Jul. Hodann,

Primärarzt am hiesigen Allerheiligen-Hospital.

Wenn das Lebensbild des berühmten Dr. Tralles, welches ich die Ehre hatte Ihnen im vorigen Jahre vorzuführen, zu dessen Veröffentlichung mich eine gewisse collegiale Pietät veranlasst hatte, wie ich nachträglich vernahm, angesprochen hat, so erregte das Interesse wohl vorzüglich die Episode, in welcher unser grosser König mit dem Arzte zusammentraf; denn jeder Preusse und besonders jeder Schlesier hängt heut noch mit inniger Liebe an dem berühmten Manne, welcher den ersten Schritt zur Grösse unseres Vaterlandes that. Nachdem der vorjährige Vortrag im Druck erschienen war, gingen mir auch aus der Ferne Aufforderungen zu, Studien dieser Art fortzusetzen, und ich wage es, das Lebensbild zweier Männer vor Ihre Augen zu stellen, von denen einer uns wieder mit Friedrich dem Grossen zusammenführt. Es sind dies die beiden Zeitgenossen von Dr. Tralles, die DDr. Jagwitz und Morgenbesser, zwei Zierden Breslau's, wie man sie in ihrer Richtung selten wiederfinden wird.

Bei Tralles¹⁾ lag ein reicher Nachlass seiner gedruckten Werke vor, und es war nicht schwer, sein Bild in einen richtigen Rahmen zu

¹⁾ Von Tralles ist später noch ermittelt worden, dass er in der Begräbniskirche des grossen Kirchhofes vor dem Nicolaitheore beigesetzt worden ist. Nachdem der Vortrag über ihn schon gedruckt war, besuchte mich die Wittve des kurz vorher verstorbenen Communal-Steuer-Erhebers Ludwig Tralles und brachte

fassen; von Jagwitz und Morgenbesser, welche keinen literarischen Nachlass hatten, war ich anfangs ohne alle Nachricht. Die Quellen sind aber glücklicher Weise nicht ausgeblieben. Morgenbesser hatte eine Selbstbiographie hinterlassen, welche von einem liebenden Freunde, dem älteren Scheibel, vervollständigt wurde, und sie ist mir in Folge des vorjährigen Vortrages zugegangen. Auch mit einem Urenkel des Dr. Jagwitz hatte ich das Glück bekannt zu werden, und er besass von hinterlassenen Schriftstücken Alles, was von Jagwitz überhaupt vorhanden war, und hat mir dieselben (darunter einen eigenhändigen Brief Friedrich des Grossen) mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit zur Disposition gestellt. Diese Briefe sind der werthvollsten Art, sie bezeugen uns, wie der König auf den Breslauer Arzt den grössten Werth legte, wie er sich bis zum letzten Augenblick für seinen Reitergeneral von Seydlitz interessirte, und wie dankbar er für die Erfüllung seiner Wünsche war. Alle Briefe an Jagwitz, Tauentzien, v. Seydlitz sind vom Könige diktiert und selbst unterzeichnet, einer eigenhändig von ihm geschrieben. Auch sind die übrigen noch nicht edirten Schriftstücke für uns interessant, weil sie uns Manches von dem, was in unserem lieben Breslau vor hundert Jahren vorging, darthun. Was sich aus denselben über das Leben des Dr. Jagwitz ermitteln liess, folgt zunächst.

mir eine gedruckte Abkündigung des Grossvaters ihres Mannes nebst mündlichen Nachrichten über die Familie desselben. Der frühere Kaufmann, spätere Communal-Steuer-Erheber Ludwig Tralles war geboren 1814 und starb 1868. — Sein Vater war ein Gutsbesitzer Ludwig Tralles und dessen Vater war Carl Ludwig Tralles, Raths- und Waisen-Amts-Secretär in Breslau. Dieser war nach der gedruckten Abkündigung 1764 geboren, starb 1796 und wurde ebenfalls in der Begräbnisskirche des grossen Kirchhofes beigesetzt. Zum Schluss des Dokumentes heisst es: „dass ihn eine tiefgebeugte Wittwe, ein noch unmündiger Sohn (der spätere Gutsbesitzer Tralles) und ein alt und grau gewordener Vater beweinen. — Dr. Tralles hatte noch einen Bruder hier in Breslau, welcher Kriegsath und nach meinen Ermittlungen nicht verheirathet war. — Nach den Kirchenbüchern wurde dem Dr. Tralles in seiner ersten Ehe ein Sohn, Johann Ludwig, 1734 geboren, welcher, ein Jahr alt, starb. — Dann wurde ihm ein zweiter Sohn, Johann Christian, 1737 geboren und dieser war aller Wahrscheinlichkeit nach der Vater des Waisenamts-Secretär Carl Ludwig Tralles. Als dieser 1764 geboren wurde, war Johann Christian 27 Jahr alt und 60 Jahr alt, als Carl Ludwig Tralles starb. Da er auch kränklich war, konnte er in der Abkündigung mit Recht: „ein alt und grau gewordener Vater“ genannt werden. Die direkten männlichen Nachkommen wären also gefunden. — Der 1868 verstorbene Communal-Steuer-Erheber Ludwig Tralles hinterliess 4 Kinder, drei Söhne, Emil, Bildhauer, Max, Hutmacher, Eugen, Drechsler und ein 12jähriges Mädchen. Die Söhne leben auswärts, die Wittve mit der Tochter hier in Breslau in nicht glänzenden Verhältnissen. — Dokumente und Briefschaften von Dr. Tralles scheinen an seine Tochter übergegangen zu sein. Durch mündliche Ueberlieferung erfuhr ich, dass das bekannte Messinstrument für Spiritus entweder von Dr. Tralles oder seinem Bruder herrührt.

In Böhmen liegt eine Herrschaft Janckowitz, deren Besitzer die Freiherren gleichen Namens waren. Die katholische Partei bezwang im Anfange des dreissigjährigen Krieges den protestantischen Theil Süddeutschlands, Kaiser Rudolph verletzte die zum Schutze der Protestanten in Böhmen und Schlesien gegebenen Majestätsbriefe; die Böhmen wählten nach Matthias Tode den reformirten Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum Könige. So kam es am 8. November zur Schlacht am Weissen Berge. Die Böhmen wurden von den kaiserlichen Truppen geschlagen, Friedrich V. verlor seine Krone, und viele seiner treuen Anhänger mussten flüchten und ihr Eigenthum im Stiche lassen, unter ihnen der Freiherr von Janckowitz, welcher seinen Fuss nach Holland setzte. Dort ihren Adel aufgebend, aber, wie es scheint, nicht in dürftigen Verhältnissen, lebte die Familie wahrscheinlich unter dem Namen Jagwitz, welcher sich aus Janckowitz herausgebildet hatte, und dort wurde im Jahre 1712 unser Dr. Jagwitz geboren. Er wandte sich dem ärztlichen Stande zu und machte seine Studien unter dem grossen Arzte Boerhave.

Zu welcher Zeit und aus welchen Beweggründen er nach Breslau zog, ist nicht bekannt, aber bald muss er einen ärztlichen Ruf gewonnen haben, welcher weit über die Grenzen seiner Vaterstadt hinausging.¹⁾ Seine Frau war eine geborne von Neuville, welche er wahrscheinlich schon in Holland geheirathet hatte, woraus wohl hervorgeht, dass er, ehe er nach Breslau kam, schon als praktischer Arzt gewirkt hatte. Friedrich der Grosse scheint ihn möglicherweise durch hohe Verbindungen, welche Jagwitz hatte, wie durch eine seiner Anwesenheiten in Breslau kennen gelernt zu haben, denn Tralles erzählt uns, dass der König nach Jagwitz schickte, als dieser mit Tralles eine Gebirgsreise machte. Obgleich Friedrich der Grosse stets von Aerzten umgeben war, so schreibt er am 8. März 1766 an Tauentzien und schickt einen Bericht über seinen Krankheitszustand durch diesen General an Jagwitz. Der bezügliche Bericht war von dem Chirurgus Schlauch in Potsdam verfasst, welcher auch die Correspondenz mit Jagwitz weiterführte. Am 17. März 1766 folgt ein neues Schreiben des Königs an Tauentzien.

„Mein lieber Generallieutenant von Tauentzien. Ich habe dasjenige Schreiben von dem Doctor Jagwitz, welches Ihr Mir mit dem Eurigen vom 12. dieses zugeschicket habt, erhalten und will, dass Ihr gedachten Dr. Jagwitz von Meinetwegen sehr davor danken und demselben zugleich hierbey kommanden Aufsatz von meinem jetzigen Befinden wiederum zustellen sollet. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.“

¹⁾ Wie noch heut gingen auch damals die tüchtigsten Schüler berühmter Lehrer an andere entfernte Orte, wurden dort sehr gesucht und gelangten bald zu ergiebigen Erfolgen.

Der erwähnte Aufsatz ist auf ein gewöhnliches Quartblatt nicht besonders feinen Papieres geschrieben und halbgebrochen, wahrscheinlich weil es der König so haben wollte, denn die übrigen Briefe des Chirurgus Schlauch sind nicht halbgebrochen geschrieben. Schlauch liefert einen recht verständigen Bericht, indem er die Hauptsymptome der Krankheit des Königs aufzählt, aber kein Urtheil seinerseits darüber fällt. Dem König genügte dies nicht; er war zwar nicht ganz sicher in seiner Diagnose, er glaubte aber doch den Chirurg Schlauch überbieten zu müssen und schreibt, etwas zitternd und sehr mangelhaft orthographisch, etwa wie ein Kind, Folgendes:

„mein zufal ist eine opilation im Mesentaire oder eine gichtische Materie die auf die Nerven der Derme ligt, weillen die Efecten fast gleich Seint losset Sie Solches swehr Rathen, ich bitte ihm mehr zü Schreiben, wie er meinert die zufälle zu erlindern vohr 1 $\frac{1}{2}$ jahr habe ich zu 6 Wochen laufende Homeroiden gehabt, jetzo habe sie Selten und nicht über 6 oder 8 Tage.

Friedrich.“¹⁾

Aus der ferneren Correspondenz geht hervor, dass er an Schmerzen, abendlichem Fieber und oftmaligem Erbrechen litt. Jagwitz schreibt diese Zufälle weniger der Gicht als einer Ueberfüllung der Unterleibsgefässe zu, und bis auf das Zustimmen zu den Aderlässen, welches in der damaligen medizinischen Lehre lag, sind die Verordnungen der Art, dass sie den gewiegten, ausgezeichneten Arzt dokumentiren. Mit der grössten Bescheidenheit beginnt er seinerseits die Correspondenz:

„Ich wollte wünschen, dass meine Einsicht von der erforderlichen Grösse wäre, einen würdigen Gegenstand des Vertrauens von Sr. Maj. abgeben zu können.“

Aus dem fortgesetzten Briefwechsel geht ferner hervor, dass der König allabendlich mit wollenen Decken frottirt wurde, dass er später Karlsbader trinken und da dieser nicht zu erreichen, das Saldschützer Wasser substituiren solle und zwar täglich eine Berliner Bouteille voll. Diesem soll später das Wasser von Spaa folgen, um die Unterleibsnerven zu stärken. Dabei wird eine tägliche Motion durch Reiten und Gehen in den schattigen Gängen von Sanssouci angerathen. Einen Hauptpunkt bildet natürlich die Diät. Jagwitz schreibt unterm 12. März:

„Der gewünschte Effect von allen diesem würde noch mehr befördert werden, wenn es Ew. Majest. gefällig sein möchte, eine hierzu dienliche Diät zu wählen.“

Ferner:

¹⁾ Dieser Brief, welcher der Versammlung im Original vorgelegt wurde, ist abgedruckt in „Preuss, Geschichte Friedrich des Grossen“ Band III. Seite 226, in der Urkunden-Sammlung sub Nr. 10.

„Ein sehr hoher gout in den Speisen ist bei einer schwachen Digestion den Werkzeugen der Verdauung sehr nachtheilig“,
 „ebensowenig ist ein allzuhäufiger Genuss von Früchten einem geschwächten Magen vortheilhaft.“

Unter dem 26. März schreibt er:

„Es würde sehr dienlich sein, wenn Sr. Majestät einigermassen auf eine dienliche Diät zu sehen geruhen wollten“,
 „vorzüglich können Weintrauben, wenn sie nicht vollkommen reif, zumahl wenn die Hülsen mit genossen werden, eine Anhäufung von Curditäten den Magenkrampf und Coliquen sehr leicht veranlassen.“

Schlauch schreibt unterm 11. Januar 1768:

„dass sich der König am 8. October durch den häufigen Genuss unreifer Trauben Erbrechen zuzog“,

und in demselben Briefe meldet er aus dem Monat December:

„Die Pillen wurden 14 Tage in Gebrauch gezogen, sie thaten die trefflichste Wirkung. Der Schlaf wurde erquickender, der Appetit besser. Sr. Majestät befunden sich vollkommen wohl, Sr. Majestät und ich wurden sehr vergnügt darüber. Die Pillenkur war kaum beschlossen, so riss eine Ueberladung des Magens von mehlspeisen die ganze Cur wieder über den Haufen; es folgte eine heftige Coliq, Kopf- und Kreuzschmerzen, dass man glaubte, das Podagra wäre schon vor der Thür.“

Mit der Diät hatte es also seine grossen Schwierigkeiten; in Bezug aber auf die anderen Sonderbarkeiten, welche uns Tralles meldete, dass der König eine Arznei nur einmal täglich nehmen wollte, dass sie so gleich und sicher wirken, dass sie klar und schön roth aussehen müsse, dass er mit dem Hut auf dem Kopf schlafe, ist aus dem Briefwechsel nicht zu ersehen, welcher vom 12. März 1766 bis 5. August 1768 andauerte. Im Gegentheil der König nahm alle Arzneien pünktlich ein, liess sich frottiren, kam in allen Stücken den ärztlichen Verordnungen nach, zeigte sich auch nicht erzürnt über die Bemerkungen von Jagwitz in Bezug auf die Diät, und mögen also obige Sonderbarkeiten vom Dr. Tralles übertrieben dargestellt worden sein. Nur unterm 17. März 1766 schreibt Schlauch:

„Die Pulver sollen bei heftigem Krampf in Gebrauch gezogen werden, zu der Perlgraupe und Habergrütze können sich Sr. Majestät nicht resolviren, indem Sr. Maj. einen abscheulichen Abscheu und Ekel davor haben.“

Eigenthümlich ist noch zu erwähnen, dass gewisse Funktionen des Königs sowie das Podagra mit einer militärischen Bestimmtheit und Präcision erwartet wurden, dass es eine Calamität war, wenn es nicht zur

erwarteten Zeit eintrat, und dass grosse Freude herrschte, wenn dies der Fall war. Schlauch schreibt unterm 11. Januar 1768:

„Mit Anfang des Marti werden Sr. M. wieder Aderlassen, das Podagra kombt ordinair gleich nach dem Aderlass, nachdem es eine Intervalle von 3 bis 4 Jahr gemacht hat. Ich erwarte dero Rath, was bis dahin zu thun ist, nemlich bis zum Podagra.“

Der König liess jährlich 4 mal, zu der Zeit, wo er von Jagwitz behandelt wurde, dreimal zur Ader. Im letzten Briefe vom 5. April 1768 schreibt Schlauch:

„Die Gichtmaterie schmeisst sich von einem Theil auf den andern, bald auf die Eingeweide. Sr. M. hätten dieses frühe Jahr gern das ordentl. Podagra gehabt, es pflegte sonst gleich nach dem Aderlassen zu kommen, ich zweifle nunmehr, dass das Podagra im frühe Jahr kommen wird.“

Der König war mit der Behandlung des Dr. Jagwitz sehr zufrieden. Schlauch schreibt bald am 17. März 1766:

„Sr. Majestät der König haben Ew. Wohlgeb. Schreiben nebst denen Recepten wohl erhalten, Sr. M. bedanken sich zum aller schönsten davor.“

Worauf Jagwitz unterm 9. April erwiedert:

„Die Nachricht von dem hohen Wohlbefinden Sr. M. sind mir ausserordentlich angenehm gewesen und ich würde es als etwas sehr schmeichelhaftes ansehen, wenn meine Vorschläge hierzu etwas beyzutragen fähig gewesen sein sollten.“

Nach dem Briefe Schlauch's vom 11. Januar 1768 war in demselben Jahre der König zur Revue in Schlesien und zu dieser Zeit hatte Jagwitz Gelegenheit, denselben selbst zu sprechen und sich von seinem Gesundheitszustande zu überzeugen. Zwei von den Briefen Schlauch's stecken noch in den wohlerhaltenen Couverts, und die Adresse lautet:

„*A Monsieur Monsieur Jagwiz
Docteur en Médecine de la Majesté
le Roi de Prusse à Breslau.*“

Wenn nun ein Mann wie Schlauch, welcher in täglicher Verbindung mit dem Könige, so lange er in Sanssouci verweilte, blieb, Jagwitz den Titel eines Leibarztes beilegte, welches ganz gewiss mit Erlaubniss des Königs geschah, so ist anzunehmen, dass der Letztere mit dem Arzt in steter Verbindung blieb, wenn auch darüber die schriftlichen Beweise fehlten. Die hier erwähnte Behandlung des Königs dauerte nach der vorliegenden Correspondenz volle 2 Jahre, was übrigens nicht ausschliesst, dass nebenbei auch noch andere Aerzte ihren Rath ertheilten. Aus diesen Briefen ersehen wir, dass der König dauernd tief leidend war, dass er sich nur in kurzen Zwischenräumen ganz wohl fühlte, dass

er sich durch Diätfehler und übermässige Anstrengungen häufig schadete, dass er aber an dem Arzte, welchem er sein Vertrauen schenkte, festhielt, die Verordnungen pünktlich innehielt, dass er aber auch gern an sich kuriren liess, und es ist zu verwundern, dass er bei seiner zarten Constitution und den häufigen Aderlässen, welche er machen liess, ein so hohes Alter erreichte, als es wirklich der Fall war. — War nun Jemand seiner Angehörigen erkrankt, oder einer von denen, die er achtete und liebte, so mischte er sich mit königlicher Gewalt in solche Calamitäten, wie wir von Tralles (bei Gelegenheit der Erkrankung des Prinzen Ferdinand) wissen und wie es die nachfolgende Episode mit Jagwitz beweist, welchen er dem schwererkrankten Seydlitz zuführte. Die Sorgfalt und Ausdauer, welche er dabei bewies, ist rührend und bewundernswerth, und solche Handlungen waren wohlgeeignet, seine Soldaten anzutreiben, heiter in den Tod für ihn und das Vaterland zu gehen. Im April 1772 lud der König Seydlitz zum 1. Mai zu einer Revue nach Potsdam ein. Der Letztere konnte dieser Einladung nicht folgen, da er, schon längere Zeit kränklich, von einem Schlaganfall heimgesucht wurde. Der König bedauert, dass er „des plaisirs“ verlustig gehe, ihn bei sich zu sehen, schreibt, dass er selbst 1747 einen solchen Anfall erlitten und doch wieder gesund geworden sei, und wünscht mit aufrichtigem Herzen, dass ihm die Karlsbader Kur gut bekommen möge. Seydlitz erhält, Urlaub, und der König schreibt am 18. April 1772 an Jagwitz, der in gutem Andenken bei ihm stand, und der, da Seydlitz sich in Ohlau aufhielt, dem Patienten nahe war: „er habe erfahren, dass dero General von der Cavallerie von Seydlitz eine Attaque von Schlagfluss betroffen habe, und befiehlt dem Dr. Jagwitz, angesichts des Briefes nach Ohlau zu gehen und demselben in seiner Situation auf das sorgfältigste beyrätbig zu sein.“ Am 29. April dankt der König dem Dr. Jagwitz für den erstatteten Bericht. Eine Kur wurde in Karlsbad ohne sonderlichen Erfolg unternommen; die Aachener Bäder aber beseitigten die rechtseitige Lähmung, so dass Seydlitz im August 1772 zur Revue nach Breslau kommen konnte. Aber schon am 3. September musste der General nach Ohlau zurückkehren in Begleitung des Regiments-Feldscheers des Mitzlaff'schen Dragoner-Regiments. Es ging eine Zeit lang etwas besser, dann wieder schlimmer, und die sonst so festen Schriftzüge des Generals machten bald eine Veränderung kund, welche dem Könige bange werden liess. Im März 1773 wurde der General viel kränker, welcher von einer gichtischen Affektion der bei Kunersdorf von einer Kartätsche verletzten rechten Hand, von Abmagerung und Entkräftung und von einem Knochenleiden des Gesichts befallen war. Am 31. März 1773 wird Dr. Jagwitz beauftragt, „sich eigentlich zu erkundigen und Nachricht zu ertheilen.“ Nach den Berichten, die jetzt eingehen, schöpft der König neue Hoffnung, und im Juli schreibt er an Jagwitz:

„Da die Zustände immer misslicher zu werden beginnen Erkundiget Euch doch bei dem Regimentsfeldscheer, welchem er sich allein überlassen hat und zeiget mir fördersamst an, worin seine Krankheit eigentlich besteht.“

Seydlitz hat in der Zwischenzeit noch einmal am 3. August an den König geschrieben, und dieser antwortet am 8. August:

„Mein lieber General von der Cavallerie von Seydlitz. Mir thut unendlich leid aus Eurem Schreiben Euren so schlechten Gesundheitszustand zu ersehen. Indessen gebe ich annoch alle Hoffnung nicht verloren, wenn Ihr nur einen recht geschickten Medicum, zu welchem Ihr Vertrauen habt dazu choisiren und anwenden wollet. Ich rathe Euch solches und bitte Euch darum recht sehr. Denn Ihr wisset, wieviel mir an Eurer Erhaltung gelegen ist und wie gern ich bin Euer wohl affektionirter König.“

Dann fügt der König hinzu:

„Es thut mir sehr leyd, die Umstände zu hören, aber ich glaube, mit Hülfe eines guten Doctors wäre noch nicht Zeit zu verzweifeln.“

Der Regimentsfeldscheer Block, welchen der General von Sagan her, wo er bei seinem Regimente stand und wo er mit seiner Familie wohnte, zu seinem Arzte befohlen hatte, erstattet nun ausführlichen Bericht am 10. und Abschrift eines zweiten Berichtes am 11. August, welchen er auf Befehl des Prinzen Heinrich einsenden musste, um noch die Meinung des Herrn Geheimten Rath Muzelius zu hören, und am selben 11. August kommt ein Schreiben vom Könige an Jagwitz an, worin er genaue Auskunft verlangt. Diese scheint nämlich dem Könige nicht schnell genug erfolgt zu sein, und während alle anderen Briefe mit „Besonders Lieber und Getreuer“ beginnen, fängt der vorliegende an:

„Der Dr. Medicinae Jagwitz wird sehr wohl thun, erforderte zuverlässige Nachrichten je eher je lieber zu verschaffen und wünsche ich, dass solche meinen Wünschen gemäss sein mögen.“

Am 13. August trifft ein Brief von Seydlitz aus Ohlau an Jagwitz ein, welcher von dem General diktirt, aber mit zitternder, kaum leslicher Hand unterzeichnet ist. Er ist so verbindlich, dass ich es mir nicht versagen kann, denselben mitzutheilen.

„Wohlgeb. Hochgelahrter Herr

Insonders hochzuehrender Herr Doktor!

Nach der Einlage¹⁾ kann ich keine andere Wahl treffen, wie Ihnen, aber Sie werden es mir schlechten Dank wissen, dass ich Sie in Ihrem Sanssouci störe. Wollen Sie mir dieses vergeben, so wird es mir angenehm seyn, Ihnen je eher je lieber hier zu

¹⁾ Es war der Brief des Königs an Seydlitz vom 8. August eingelegt, welcher auf diese Weise in die Jagwitz'sche Correspondenz kam.

sehen. Sie sehen, dass ich zu dieser Indiscretion gezwungen bin, der ich mit vollkommener Hochachtung beharre

Ew. Wohlgeboren ganz ergebener Freund und Diener
Seydlitz.“

Es gehen nun die Briefe theils zwischen dem Könige und Jagwitz, diesem und Block längere Zeit fort und will ich hier nur noch erwähnen, in welcher trauriger Lage sich dabei der Regiments-Feldscheer Block (im Stande ähnlich unseren jetzigen Regimentsärzten) befand. Seydlitz hatte zu ihm besonderes Vertrauen und mit Recht, denn Block war ein verständiger, treuer und mühsamer Arzt. Mit der grössten Geduld ertrug er die Leiden, welche über ihn verhängt waren; der General hielt zwar bis zu seinem Ende fest an ihm, aber er unterwarf sich den Verordnungen des Arztes nur ungern. Ging es etwas besser, so schadete er sich durch eine widersinnige Diät, und als er selbst einsah, dass es mit ihm zu Ende gehe, verzweifelte er an aller ärztlichen Kunst. Durch den Eintritt des Königs wurde die Sache noch complicirter. Ausser der Correspondenz mit Dr. Jagwitz, welche immer mit reitenden Boten ging, musste nach Berlin berichtet werden und so fort. Dazu kam, dass ein einziges missbilligendes Wort des Generals an den König Block unglücklich gemacht hätte. Er musste es erleben, dass ihm, dem treuen und umsichtigen Pfleger, gegenüber von einem gescheidten Medicus gesprochen wurde, und der vortreffliche Jagwitz war es, welcher ihn aufrichtete, schützte und schirmte. Schon früher hatte Block bei Seydlitz einen Consulanten nachgesucht, doch dieser hatte es stets abgelehnt, bis der König, zum Glücke Block's, Jagwitz zuzog. Der arme College schreibt unter Anderem am 11. August:

„Was ich darunter gelitten habe, darf ich Ew. Wohlgeboren nicht erst sagen, aber ich zittere, wenn ich an das Unglück denke, in welches mich der Herr Patient oben ein noch am Ende stürzen könnte. Ew. Wohlgeboren können alleine diesen schrecklichen Fall von mir abwenden und ich bitte Sie daher flehentlich, sammt meinem armen Weibe und Kindern, dass Sie die Menschenfreundliche Gewogenheit für mich haben und es thun!

Auch dem armen, durch tausendfache Leiden geprüften Reitergeneral riss zuweilen die Geduld. Unterm 25. September schreibt Block:

„Gestern Abend wollten Sie von dem lindernden Medikament nichts einnehmen; da ich mich nach dem Befinden erkundigte, so antworteten sie in der grössten Ungnade: es ist immer ein Teufell; es wären nur Mittel den Wolf im Schaafsstalle einzusperren. — Der Herr Patient haben mich in solche Verlegenheit gebracht, dass ich nicht ohne Furcht und Zittern mich unterstehe, denselben nach dem Befinden zu fragen, vielweniger andere Untersuchungen zu

unternehmen. Ich will, so lange ich lebe, Gott danken, wenn ich nur einmal aus dieser elenden Verfassung erlöset bin.“

Am 26. September meldet Block, dass der Patient schon den dritten Tag keine Arznei nehme und wenig spreche. Am 2. October schreibt Block:

„Heute früh habe ich Sr. Excellenz wegen meiner montagigen Abreise gebethen, sie gewilligten solche, allein ob ich meinen so längst sehnlichen Wunsch dennoch bei dieser Veränderung werde unternehmen können, wird lediglich von Ew. Wohlgeb. gütigen Vorsprache vor mich abhängen.“

Jagwitz erbittet sich in der Antwort etwaige Nachrichten nach Schleibitz bei Breslau, dessen Besitzer ein Patient sei, und scheint den Wunsch Block's erfüllt zu haben, denn es sind fernere Briefe von dem Letzteren nicht mehr vorhanden. Jagwitz scheint sich auf Bitten Block's entschlossen zu haben, den General von Breslau aus weiter zu behandeln. Dass er in Ohlau wohne, was vielleicht der König wünschte, hatte Seydlitz in Rücksicht auf den gesuchten Arzt und seine eigene beschränkte Wohnung schon früher abgelehnt.

Obgleich Jagwitz den König nach und nach auf die Katastrophe vorbereitet, so lässt dieser die Hoffnung doch nicht sinken. Er schreibt d. d. 3. October unter der Ansprache:

„Besonders lieber Getreuer!

Ohngeachtet desselben Körper sehr geschwächt ist und also wohl wenig oder gar keine Ressources mehr übrig hat, so denke ich gleichwohl, dass Ihr unter Anwendung der äussersten Vorsicht und Aufmerksamkeit ihn noch einmal, obgleich sehr langsam, aus der Affaire ziehen werdet.“

und endet mit:

„Ich bin Ew. genädiger König.“

Am 7. November verlangt er nochmals „detaillirten Bericht“, aber am 8. November erlag der tapfere Reitergeneral seinen Leiden.

Welche Achtung der König vor Jagwitz hatte, geht daraus hervor, dass er nun nicht plötzlich, da Alles verloren war, die Correspondenz abbricht. Jagwitz hätte denken können, der König zürne ihm. Dieser sammelt sich von seinem Schmerz und schreibt als Philosoph am 14. November:

„Besonders lieber Getreuer!

Ich sehe wohl, dass bei denen Mir unterm 10. d. M. von Euch angezeigten Umständen vor meinen gewesenen General von der Cavallerie von Seydlitz keine Hülfe gewesen und dass er nicht leben können. Indessen ist es sehr Schade: indem ich an ihm einen rechtschaffenen braven General verlohren habe. Ich bin Euer gnädiger König.

Friedrich.“

Und so hatten sie alle 4 treu bei einander ausgehalten, der König stets hoffend und sorgend, Jagwitz den Willen des Königs erfüllend, Block als treuer Pfleger und Seydlitz hatte trotz aller seiner Leiden dem Regiments-Feldscheer nicht geschadet.

Möchten die häufigen Auszüge aus dieser Correspondenz nicht ermüdet haben! Das specifisch Aerztliche und hier nicht Erwähnte derselben gehört an einen anderen Ort, aber die, wenn auch kurzen Schreiben des grossen Königs charakterisiren ihn in seiner ganzen Ausdrucksweise, und aus der innigen Theilnahme für seinen „General von der Cavallerie“, aus dem zähen Festhalten an der Hoffnung, ihn gerettet zu sehen, bis zum letzten Augenblicke, aus der Art und Weise, wie er dem berühmten Arzte ebenfalls Muth und Hoffnung einzuflössen sucht, geht hervor, welcher guter, herzensguter und edler Mensch er war. Ja gewiss, er bleibt immer und immer wieder unser „lieber guter alter Fritz“, wo wir ihm auch begegnen, so oft wir auch an ihn denken mögen.

Betrachten wir Jagwitz als Arzt, so tritt er uns als ein ausgezeichnete Schüler seines berühmten Lehrers entgegen. Unter seinen Papieren findet sich ein langer, schön geschriebener, wie es scheint, für einen Patienten berechneter Aufsatz vor, eine Art Diätetik mit nachfolgenden Verhaltungsmaassregeln nebst beigefügten Recepten, welche obige Behauptung vollkommen rechtfertigt, und, verehrte Anwesende, Jagwitz ist unser Aller Arzt gewesen, die wir hier von Jugend auf in Breslau weilen. Seit den hundert Jahren, als er noch durch unsere Strassen schritt, haben wir gewiss Alle aus seiner ärztlichen Küche gekostet. Wenige Mütter wird es seit jener Zeit hier gegeben haben, welche nicht, wenn es ihrem neugeborenen Liebling auf „dem Brüstel lag“, in die Apotheke geschickt hätten nach dem Dr. Jägwitz-Saft, wenige von uns wird es gegeben haben, die wir ihn nicht selbst geschluckt hätten, denn uns Breslauern wird es doch wenigstens einmal, als wir in dem Kinderbettchen lagen, auf „dem Brüstel gelegen haben“. In allen Apotheken, alten und neuen, ist das Dr. Jägwitz-Säftel noch zu haben und wird noch zu haben sein, wenn wir Alle vermodert sein werden. In dieser Richtung hin ist Jagwitz der populärste Arzt Breslau's gewesen und wird es noch ferner sein. Da wir einmal im alten Breslau weilen, so lassen Sie mich noch eines Briefes erwähnen, welchen Lord Hyndford, Gesandter Seiner Britischen Majestät, an Jagwitz schreibt. Er ist in etwas mangelhaftem Französisch abgefasst und enthält eine schlimme Commission für den armen Dr. Jagwitz, nämlich die, dem Lord eine Wohnung zu besorgen. Der Brief beweist uns, dass Jagwitz auch diesen englischen Gesandten behandelte, und dass also sein ärztlicher Ruf auch in die Berliner Aristokratie gedrungen war. Das Schreiben ist so gemüthlich abgefasst und wirft auf die damaligen Wohnungsverhältnisse einige Schlaglichter, dass ich es mir nicht versagen kann, einige Stellen daraus mitzutheilen. Zunächst dankt

der Lord für die Behandlung seiner kranken Augen, erzählt, dass er das Reissen gehabt habe, und durch zwei Vesikatore, die er noch hinter den Ohren trage, davon befreit zu werden hoffe, dass er sich nöthigen Falls noch näheren Rath bei Jagwitz holen werde. Er beabsichtigt nach Breslau zu kommen, kann aber den Zeitpunkt nicht bestimmen, wenn dies geschehen wird, da er über Dresden gehen muss. Er fährt dann fort:

„Erwarten Sie mich und erkundigen Sie sich um Quartier für mich; aber ich bitte zuerst mit Frau Schwanenberg zu sprechen, denn ich habe ihr versprochen, im Falle meiner Wiederkehr bei ihr einzukehren. Wenn sie mich mit meiner ganzen Dienerschaft aufnehmen kann, damit ich nicht mit Schacherern zu thun habe wegen der Betten und anderer nothwendigen Dinge, so bin ich ihr Gast; kann sie mich aber nicht aufnehmen, so muss ich mich wo anders einquartiren. Ich habe 2 Sekretaire, einen Haushofmeister, einen Koch, 4 Diener, einen Kutscher und einen Postillon bei mir. Ich brauche ausser Betten für alle diese Leute einen Stall für 8 oder 9 Pferde, eine gute Küche und einen guten Keller; alles dies findet sich im Hause der Frau Schwanenberg, wenn sie will, und ich werde ihr, wie früher, monatlich 60 Thaler dafür bezahlen. Wenn sie aber Schwierigkeiten macht, so glaube ich, dass ich anderswo ebenso gut wohnen werde und noch dazu vielleicht auf einem Marktplatze. Ich verlasse mich, lieber Doktor, auf Sie wie auf einen wahren Freund, und hoffe Ihre Antwort in Dresden zu erhalten unter der Adresse des Herrn Villier, ausserordentlichen Gesandten Seiner Brittischen Majestät. Vergessen Sie nicht Hafer und Stroh für die Pferde in das Haus schaffen zu lassen, wo ich wohnen werde und auch das nöthige Holz. Empfehlen Sie mich unserem Freunde Baron Maudrach und verzeihen Sie die Mühe, welche ich Ihnen durch alle diese Aufträge mache; ich bin bereit ebenso für Sie zu handeln, wenn Sie dies nöthig haben sollten, indem ich mit der grössten Hochachtung verharre, mein lieber Doktor, Ihr sehr ergebener Diener und treuer Freund

Hyndford.

Meine Empfehlungen an Herrn v. Neuville.“

Was wird der gute Dr. Jagwitz zu thun gehabt haben, diese Kleinigkeiten zu besorgen. Hoffen wir, dass Frau Schwanenberg geneigt gewesen ist, für 60 Thaler monatlich 12 Personen und 9 Pferde etc. aufzunehmen. Der Lord, welcher diese Ansprüche machte, musste von Jagwitz sichere Erfüllung hoffen, und dieser musste ein umgänglicher und gefälliger Mann sein, und von Tralles wissen wir, dass er mit Jagwitz zusammen längere Gebirgsreisen machte, was wiederum darauf hinweist, dass er sich an diesen Collegen enger angeschlossen hatte.

Dr. Jagwitz war auch ein sorgender und liebender Vater. Unterm 26. August 1778 diktirt er seinem Sohn einen Brief an den in Berlin weilenden Bruder. Aus diesem Briefe geht hervor, dass seine Frau zu dieser Zeit noch lebte und der Sohn in Berlin krank war. Er bedauert den Sohn wegen der Krankheit, schickt ihm Geld und ärztlichen Rath, schreibt, sich an Muzel zu wenden, wenn es schlechter gehen sollte und empfiehlt ihn wiederholt der Obhut und Gnade Gottes. Auch ist er darauf bedacht, sich ein Eigenthum zu erwerben, um seine letzten Tage in Ruhe zu geniessen. Er schreibt an den König, der ihm stets wohlgegewogen geblieben sein muss:

„Das höchst schätzbare Glück, Ew. M. allerhöchsten und allergnädigsten Beifalles in einigen Vorfällen gewürdigt worden zu sein, flösst mir ein Vertrauen ein, welches sich auf die allerhöchste Gnade von Ew. M. nur allein gründet. Meine Beschäftigungen und Gesundheitsumstände machen mir zum öftern den Genuss einer freien Landluft fast zu einem unentbehrlichen Erholungsmittel: allein ich wünschte solche unter einem eigenthümlichen Baume zu geniessen und den Rest meiner an sich schon sehr mässigen Fortuna auf eine meiner Neigung gemässe Art zum Besten meiner Familie mit Sicherheit anlegen zu dürfen. Nur allein die Gnade Ew. M. kann mich die Erfüllung meiner Wünsche hoffen lassen, wenn es allerhöchst Denenselben gefallen möchte, mir eine vorläufige Concession zu Erstehung eines oder des anderen adelichen Gutes allergnädigst zu ertheilen, wenn sich hierzu bei Subhastirung derselben eine vortheilhafte und meinen kleinen Umständen angemessene Gelegenheit allenfalls vorfinden sollte, u. s. w.“

Ich theile den Entwurf dieses Briefes desshalb mit, weil er weit entfernt von der damals üblichen Schmeichelei ist und das sichere und feste Wesen des Schreibers erkennen lässt und weil er die Deutung zulässt, dass der berühmte Arzt wohl den Wunsch hegte, die seinen Vorfahren verloren gegangenen Standesvorrechte wieder zu erlangen oder wenigstens anzubahnen. Der sicherste Beweis aber, wie sorgsam er für die Seinen war, geht aus einem Briefe des Gross-Kanzlers von Carmer hervor. Im Januar 1785, drei Monate vor seinem Tode, schrieb Jagwitz an den Kanzler und legte ihm vielleicht in einer gerechtfertigten Todesahnung seine beiden Söhne an das Herz. Der Brief Carmer's, welcher sich „seinen ergebenen Freund und Diener“ nennt, ist sehr verbindlich. Er dankt für den Antheil, welchen Jagwitz stets an seiner Gesundheit nahm und fügt in einem Postscriptum hinzu: „Dero Herren Söhne Bestes zu befördern werde ich keine Gelegenheit verabsäumen, Ew. Wohlgeb. können also dieserhalb ganz ruhig sein.“ Jagwitz hatte das Gut Buschvorwerk bei Schmiedeberg erworben, woselbst er die letzten Tage seines Lebens zubrachte. Tiefe Leiden umwölkten seine letzten Stunden, eine

Verwachsung seines rechten Kniegelenkes, ein unheilbares Unterleibsleiden schlossen ihn von dem geselligen Leben aus, obgleich er sich noch bis zum letzten Augenblicke seines Lebens bemühte, Kranken und Collegen mit seinem bewährten Rathe beizustehen. Am 10. März 1785 schlossen sich seine Augen für immer. Schon sterbend frug er: „Grosser Gott, bin ich noch weit vom Ziel?“ Schon sterbend fühlte er nach dem Pulse seiner linken Hand und beobachtete die Bewegung seines Herzens, bis es ausgeschlagen hatte. Ich habe ein in goldner Kapsel eingeschlossenes Miniaturporträt gesehen, welches ihn in der prächtigen Kleidung seiner Zeit als noch jungen Mann darstellt, und selten habe ich ein freundlicheres und schöneres Antlitz geschaut.

Jagwitz hatte zwei Töchter, welche der Pflege des leidenden Vaters ihr Leben widmeten, und zwei Söhne, der eine Oberlandesgerichtsrath in Glogau, der andere Oberlandesgerichtsrath in Breslau. Nur durch den Ersteren lebte die männliche Linie fort. Der Glogauer Bruder, welchem bei seinem Tode der Geheime Justizrath Merkel, Bruder unseres früheren Oberpräsidenten, eine schwungvolle Grabrede hielt, hinterliess einen Sohn, Hauptmann in der Armee, welchem im October 1840 Friedrich Wilhelm IV. bei der Erbhuldigung den Adel ertheilte. Der Sohn dieses Herrn von Jagwitz ist der Königliche Landrath v. Jagwitz auf Biegnitz bei Glogau, dessen grosser Güte ich es verdanke, dass ich heut über seinen berühmten Urgrossvater sprechen konnte. Der älteste Sohn des Landraths dient als Offizier im Königs-Grenadier-Regiment (7. Westpreussischen), der zweite Sohn ist Cadett. Die Familie Jagwitz dient jetzt in 5. Generation dem 5. preussischen Könige.

Kehren wir nach unserem Breslau zurück. Da sah es vor etwa 150 Jahren am 26. Juli 1713 lustig aus. Vor dem Hause des Kauf- und Handelsherrn Johann Mentil drängten sich die Leute, alte Frauen und Mädchen, denn die Jungfer Anna Susanna feierte heut ihre Hochzeit mit dem Herrn Michael Morgenbesser, seit 10 Jahren Apotheker allhier. Jedes stiess und suchte vorwärts zu kommen, um die Brautleute zu sehen. Ein kleiner Schreiber von der grossen Waage mit kurzem Mäntelchen war beim Apotheker bekannt, wusste viel von ihm zu erzählen und fand willige Zuhörer. Der Bräutigam war der Sohn des Stadtschöppen Michael Morgenbesser aus Wohlau; dessen Vater war auch Apotheker in Wohlau gewesen und dessen Vater wiederum Amtsschreiber und Notarius zu Wohlau, bis sich der Stammbaum bei einem Bäckermeister in Brieg, dessen Frau Katharina Kerberin 1589 starb, verlor. Alle Söhne hiessen Michael und waren alle brave und gescheidte Leute gewesen, gottesfürchtig und wohlhabend, und die erste Frau des Amtsschreibers und Notarius zu Wohlau, Barbara Reinharttin hatte bis 1624, wo sie heimging, neun Kinder gehabt. Da erstarb dem kleinen Manne das Wort auf den gesprächigen Lippen, es setzte Püffe rechts und links, denn das

Brautpaar kam aus dem Hause und Alles stürzte nach in die Kirche. Abends aber war grosse Festlichkeit bei Mentil's, da wurde von drei Personen eine Musica aufgeführt: „Triumph der Liebe über die Artzney-Kunst“. Dichter und Komponist sind mir unbekannt geblieben, aber es waren drei Personen, die auftraten: Amor, wahrscheinlich von einem jungen Mägdlein dargestellt, die Medizin und Galenus, ein alter berühmter Arzt.

Das Libretto befindet sich in meinen Händen, und da es gut ist, dass solche, ihre Zeit charakterisirende Sachen nicht verloren gehen, es auch frei von Anzüglichkeiten ist (was bei anderen dergleichen Gelegenheits-Dichtungen nicht immer der Fall war) und da es nicht zu lang ist, so will ich es hier mittheilen.

Triumph
Der Liebe über die Artzney-Kunst,
 Bey der zu Bresslaw
 den 26. Julii Anno 1713.
 glücklich - vollzogenen
Morgenbesser- und Mentilischen
Hochzeit-Freude,
 in einer Music vorgestellt.

B R E S L A U,

In der Baumannischen Erben Druckerey, druckts Johann Jancke, Factor.

Singende Personen:

AMOR.
 MEDICINA.
 GALENUS.

A R I A.

AMOR. Alles muss der Liebe weichen,
 Alles bleibt ihr unterthan.
 Keine Pulver, keine Säffte
 Haben Kräffte;
 Keine Haut- und Magen-Pillen
 Können Wunsch und Schmertzen stillen,
 Wenn die Liebe recht brennt an.
 Alles muss etc. da Capo.

MEDICINA. Was hören wir, Galen?
 GALENUS. Ich kan es noch nicht recht verstehn,
 Was dieser Lecker singet.

MEDICINA. Mich dünckt, dass seine Lection
 Nicht aus dem rechten Thon
 Nach meinen Ohren klinget.

AMOR. Alles muss der Liebe weichen,
 Alles bleibt ihr unterthan.

GALENUS. Sieh da! mein Pursch,
 Nun hör ich dich bey deinem Nahmen nennen;
 Jedoch du wirst gewiss
 Mich und die Artzney-Kunst
 Noch nicht recht kennen.

MEDICINA. Ach mercke diss,
 Wir kennen deinen blauen Dunst
 Und werden nicht von deiner Glutt entbrennen.

A R I A.

MEDICINA und GALENUS zusammen:

Amors Flammen
 Zu verdammen
 Ist ein Kind ungeschickt,
 Doch wer mich und diese höret,
 Wer versteht,
 Was Galen der weise lehret,
 Bleibt von dir unberückt.

AMOR. Sol ich nicht lachen,
 Dass ihr so thöricht criticirt?
 Ist eure Wissenschaft
 Auf die Erfahrung recht fundirt.
 Was wollt ihr machen,
 Wenn euch Erfahrung überzeugt,
 Dass meiner Flammen Kraft
 Die Kräfte der Artzney und Kräuter übersteigt?

A R I A.

Bey Jungen und bey Alten,
 Bey Warmen und bey Kalten
 Kehrt Amor täglich ein;
 Die Fetten und die Dürren,
 Die Wilden und die Kirren
 Empfinden Liebes-Pein.

MEDICINA. Ach mein Galen,
 Wenn Amor uns aufs neu besieget,
 Wenn Alt und Jung vor seinen Füssen lieget,
 Wie wollen wir hinfort bestehn?

GALENUS. Nur unverzagt!
 Man muss nicht bald dem ersten Anfall weichen.
 Galen und seines gleichen,
 Die alt und wohlbetagt,
 Erschrecken nicht vor Amors Pfeilen.
 Wer meinen Worten traut,
 Der findet in den steilen Klüfften
 Und auf den Trifften
 Manch edles Kraut,
 Das kräftig ist, die Liebe zu zertheilen.

A R I A. Beyde zusammen.

Ohnmächtiger Amor, wir lachen dich aus!

Wir geben den Krancken

Verliebter Gedancken

Erst Pillen zum laxiren,

Und nachmals einen Tranck das Hertz zu confortiren,

So wird nichts draus. da capo.

AMOR.

Lacht nicht zufrüh!

Ihr habt ja nichts in euren Officinen,

Das meinem Brande widersteht.

Ein schöner Blick entkräftet eure Müh;

Ein süsser Kuss von unbefleckten Lippen,

Muss Euch auf Amors Klippen

Zum Schiffbruch dienen,

Und macht, dass selbst der Arzt zu Grunde geht.

GALENUS.

Nicht allemal.

Sind welche, so ins Liebes-Netze fallen,

Geschichts doch nicht bey allen;

Und derer ist noch eine grössre Zahl,

Die einst Spott aus deinen Schmerzen machen,

Und aller Liebe lachen.

A R I A. Gavotte.

Amor, deine List und Räncke

Müssen oft zurücke gehn,

Denn Galen hat solche Träncke,

So der Liebe widerstehn.

Amor baut vergebne Schlösser

In die Luft und auf den Sand,

Denn es hat Herr Morgenbesser

Artzney vor den Liebes-Brand.

AMOR.

Ja! ja! Herr Morgenbesser,

Der mich verlacht,

Ist auch einmal ins Garn gebracht:

Ich hab itzt ein Recept gefunden,

Das ihn gebunden,

Und seine Liebste Jungfer ANNE

SUSANNE

Macht Ihn nunmehr zum Ehemanne.

A R I A. 1.

SUSANNE, schönstes Kind,

Ich bin, wie Du- gesinnt!

Ach! ruft Er sehnlich aus,

Komm, Engel, in mein Haus,

Komm, werthes Bräutgen, ANNE

SUSANNE.

2.

SUSANNE, meine Braut,

Nachdem ich Dir vertraut,

So schwer' ich, Dir allein
 Auf ewig treu zu seyn;
 Du bleibst mein Engel, ANNE
 SUSANNE.

MEDICINA. Wie frembde klingt der Thon in meinen Ohren!

AMOR. Geld! habt ihr nicht das Spiel verlohren?

MEDICINA. Galen, was ist hierbey zu thun?

GALENUS. Wann dieser Bund

Vor Gott und Menschen ist geschlossen,
 So wär' es ein vergebner Possen,
 Zu widerstreben;

Lass ihn vielmehr in deren Armen ruhn,
 Die ihm mit Hand und Mund
 Versprochen hat, die Seinige zu leben.

AMOR. Diss ist noch nicht genug:

Ihr müsset euch nicht von ihm trennen,
 Wiewol ihr seyd zu klug;
 Ich weiss, ihr habt ihn stets geliebt,
 So werdet ihr ihm auch forthin
 Das Glück von eurer Freundschaft gönnen.

MEDICINA. Er weiss, dass ich ihm günstig bin.

GALENUS. Ich werd ihn stets vor meinen Freund erkennen,
 Wenn er der Lieb' und Kunst sich, wie zuvor, ergiebt.

MEDICINA.

A R I A.

Kunst und Wissenschaft zu üben,
 Und ein frommes Kind zu lieben,
 Ist die beste Panacee:
 Treue Liebe, keusche Flammen
 Binden Hertz und Hertz zusammen
 Bey so wohl getroffner Eh.

AMOR.

So lasst uns ohne fernern Streit
 Die Kräfte der Natur zusammen lesen,
 Damit er itzt und allezeit
 Aus unserm Wunsch, den wir gethan,
 Erkennen kan,
 Wie Lieb und Artzney-Kunst ihm stets geneigt gewesen.

A R I A. Tutti.

Lebt heute vergnüget, und Morgen noch besser
 Verlobete Zwey!
 Entweichet ihr Neider, ihr Sorgen, ihr Schmetzen,
 Der Himmel verknüpffe die redliche Hertzen
 Mit ewiger Treu!
 Lebt heute etc. da capo.

Die Aufführung dieser Musica mag viel Spass gemacht haben. Der Apotheker führte sein Bräutchen heim. Sie schenkte ihm ein Jahr später

ein munteres Söhnchen, welches wiederum Michael hiess, und überlebte später ihren Mann um vier Jahre. Dieses Söhnchen war der Dr. Morgenbesser, der ausgezeichnete Arzt und Staatsdiener, der noble Kollege, der Zeitgenosse von Tralles und Jagwitz.

Michael Morgenbesser wurde also 1714 den 24. Juli geboren. Seine Eltern, welche wir kennen, sorgten durch eine christliche Erziehung und durch gute Hauslehrer für die Wohlfahrt seines Geistes. Er besuchte das Gymnasium zu Maria-Magdalena und versäumte auch später nicht, die polemischen Lektionen des Kirchen- und Schulinspektors Täubner, welcher dieselben für beide protestantischen Gymnasien abhielt. Als er später auf seiner Weltreise in das Jesuiten-Collegium nach Lyon kam, verwickelte ihn ein gelehrter Jesuit in eine theologische Streitigkeit; Morgenbesser widerlegte ihn so geistreich, dass dieser verwundert darüber fragte, woher er diese theologischen Kenntnisse als Arzt habe, und als ihm der junge Doktor die Quelle angab, umarmte ihn der gelehrte Mann und küsste ihn. Diesen Vorfall erzählte Morgenbesser dem alten Rektor Arletius, welcher ihn dem älteren Scheibel, einem Freunde von Tralles und Morgenbesser, mittheilte.

Im Jahre 1733, also mit 19 Jahren bezog er die Universität zu Leipzig und benützte seine Studienzeit auch durch Besuch vieler philosophischen Vorlesungen auf das fleissigste. Unter den berühmten Lehrern der Leipziger Universität und durch die spätere Mitgliedschaft an der deutschen Gesellschaft daselbst, welche Gottsched mit gestiftet hatte, trat er diesem nahe und bewahrte ihm bis an sein Lebensende grosse Achtung. Prof. Kutzen in seinem Festvortrage über Lessing's Leben und Wirken in Breslau erzählt uns, dass der zum Tode erkrankte Lessing von Morgenbesser behandelt wurde, welcher überhaupt sein Freund gewesen zu sein scheint, wogegen Tralles, wie wir wissen, gegen Lessing geschrieben hatte. Morgenbesser war für Gottsched sehr eingenommen, Lessing konnte diesen nicht ausstehen, und der Arzt wollte dem Dichter eine andere Ueberzeugung beibringen. So gab es wahrscheinlich täglichen Streit, und obgleich Lessing Morgenbessern das Leben dankte, hat er doch später nicht verhehlt, wie ihn der Doctor mit seinem Gottsched geärgert habe.

Für die erwähnte deutsche Gesellschaft arbeitete Morgenbesser: „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache“ und „von der Absicht Gottes bei der Darstellung der Blumen“, welche ihm 1736 den ausserordentlichen Preis eintrug. Unter den Mitgliedern stand der Name Morgenbesser vor dem Haller's. Auch zwei Gedichte erschienen von Morgenbesser in den Schriften der deutschen Gesellschaft „über das Unglück, welches 1737 Schlesien betroffen hatte“ und „von der Glückseligkeit eines Weisen“. Seine elegante Ausdrucksweise im Latein befähigte ihn, oft als Respondent und Opponent aufzutreten, wodurch er

zu Halle 1735 und 1736 dem berühmten Hoffmann bekannt wurde, als er dem Hofrath Alberti opponirte.

Durch den Tod seiner Eltern (der Vater starb 1734, die Mutter 4 Jahre später) wurde er in seinem Studium gestört und promovirte erst 1738 „ohne Vorsitz“, eine Auszeichnung, welche ihm durch die Verwendung der Mitglieder der Fakultät bei Hofe ausgewirkt wurde. Nun aber fühlte er das Bedürfniss, sich, ehe er sich häuslich niederliess, auf eine Weise auszubilden, die ihm in späterer Zeit zum grössten Segen gereichte; und wenn er einen Theil dessen, was ihm nach der Eltern Tode zufiel, darauf verwandte, eine Reise zu machen, wie sie in damaliger Zeit zeitraubend und kostspielig war, so gereichte ihm dies zur grössten Ehre und kennzeichnet ihn als den denkenden und gediegenen Mann. Er ging, nachdem er in Wittenberg verweilt hatte, 1738 von Leipzig ab, traf in Helmstaedt mit Heister, Meibom und Gerike, in Hannover mit Werlhof und Dankwerts zusammen, und so überall, wohin er seinen Fuss setzte, mit den berühmtesten Männern. Er reiste nach Marburg, nach Utrecht, Leiden und hielt sich ein halbes Jahr in Paris auf. Anfangs 1739 wandte er sich nach Rouen, Lyon, Avignon, Toulon, Marseille, ging durch Frankreich nach der Schweiz, Bern, Basel und Strassburg, von hier nach Carlsruh, Heidelberg, Mannheim, Nürnberg, Gotha und Erfurt und kehrte 1740 über Weimar und Jena nach Leipzig und dann nach Breslau zurück. — Diese Reise, welche vor hundert Jahren etwas zu bedeuten hatte, hatte ihn aber gereift, und was er gesehen auf Universitäten, in Bibliotheken, Museen und Kliniken, das hatte ihm einen gewissen akademischen Tik gegeben, der ihn nicht ruhen liess. Er wollte auch seiner Vaterstadt der damaligen Empirie gegenüber etwas bieten, was wie eine Universität aussah, und er ging frisch an's Werk. Noch im Herbst 1740 eröffnete er Vorlesungen über die Knochenlehre, um später andere Theile der Anatomie nachfolgen zu lassen. Da brach der erste Schlesische Krieg aus. Nach der Schlacht bei Mollwitz wurde ein grosses Feldlazareth eingerichtet und seine Thätigkeit in demselben fand solche Anerkennung, dass ihn der König zum Garnisonsarzt ernannte. Bis zum December 1745, wo der zweite Schlesische Krieg endete, blieb er in diesen Lazarethen thätig. In demselben Jahre wurde er, mit Tralles zugleich, bei Errichtung des Collegii Medici et Sanitatis (dem heutigen Medizinal-Collegium) Adjunkt. So stieg er durch gründliche Gelehrsamkeit, glückliche praktische Erfolge und unermüdete Arbeitskraft in der Achtung seiner Mitbürger. 1741 verheirathete er sich mit der Tochter Johanna Eleonora des Preussischen Hofrathes Dr. v. Hahn (des ersten methodischen Hydropathen) eines berühmten Schlesischen Arztes, 1746 wurde er zweiter, 1747 erster Ober-Stadt-Physikus und Pestilentiarius (wie es damals hiess), 1752 Assessor beim Collegio medico und 1756 Dekan desselben. 1754 hatte ihn die kaiserliche Reichs-Akademie zu

ihrem Mitgliede aufgenommen. Im Jahre 1753 besuchte er einen Patienten auf dem Stadtgute Ransern und gerieth nahe bei den drei Linden (wahrscheinlich vor dem heutigen „rothen Schlüssel“), da unterdess die Oder die Dämme durchbrochen hatte, in die grösste Gefahr zu ertrinken; nur mit Mühe konnte er gerettet werden. Im Jahre 1757 starb seine vortreffliche Gattin und der arme Vater stand mit 12 Kindern an ihrer Bahre.

Im Jahre 1758 war Breslau ein allgemeines Lazareth ansteckender Krankheiten, die meisten Aerzte starben ebenfalls hin und Morgenbesser's Kinder und Freunde zitterten für sein Leben. Da traf ihn ein Unglück, welches vielleicht sein Glück war. Bei einem Abendbesuche eines Patienten stürzte er nieder und brach den linken Oberschenkelhals. Wenn er nun auch wochenlang sein Lager hüten musste, so behandelte er seine Patienten von diesem aus durch Hilfe der DDr. Jänsch, Petzky, Rudolph und Scholz, und wenn er auch im Juli durch eine Kur in Warmbrunn die Krücken fortlegen konnte, so blieb er doch zeitlebens lahm. Anfangs ehe er mit einem Stocke gehen konnte, liess er sich in einem Sessel zu seinen Patienten tragen. Trotz dieser misslichen Umstände verlor er seinen Lebensmuth nicht. Seinen zwölf Kindern gab er eine zweite Mutter und traf in der verwittweten Frau Charlotte Dorothea Heyn, geb. Viti, eine vortreffliche Wahl. — Jetzt der häuslichen Sorgen mehr überhoben, fing für ihn ein ungemein thätiges Leben an. Im Jahre 1765 führte er die Impfung der Blattern ein, die Impfstätte war das Allerheiligen-Hospital. In demselben Lokal errichtete er ein sogenanntes „anatomisches Theater“ für die Lehrlinge der Wundarzneikunst, und dem hierzu bestimmten Königlichen Professor war die Aufgabe gestellt, Vorlesungen über alle Theile der Arzneykunde zu halten. Mit Dank zu Gott erlebte er die Erfüllung dieses seines Hauptwunsches, und er hatte die grosse Genugthuung, am 2. November 1773 diese Stätte der Wissenschaft einzuweihen und seinen ältesten Sohn als Professor installiren zu können. — Morgenbesser sah um sich 25 Enkelkinder, von welchen 14 am Leben blieben. — Seine Bibliothek war eine reichhaltige, aus allen Zweigen des Wissens zusammengesetzte. Was seinen Charakter und sein Wesen betrifft, so will ich die Worte seines intimen Freundes Scheibel anführen. Dieser sagt:

„In Ausübung der Verbindlichkeit eines Christen zum öffentlichen und häuslichen Gottesdienst liess er sich durch Nichts abhalten. Seiner Wohlthätigkeit gegen Nothleidende setzte er keine Grenzen. Seiner Vaterstadt war er von Herzen zugethan. Er war stets heiteren und aufgeweckten Geistes, freundlich, gefällig und dienstfertig gegen Jedermann, oft zum Nachtheil seiner Gesundheit bei Tag und Nacht. Jede Unterredung mit ihm zeugte von seiner Redlichkeit und Wahrheitsliebe; sie war nicht selten, doch mit Anstand, scherzhaft. Alles dies erweckte

ihm bei Hohen und Niedrigen Zutrauen und Hochachtung. Sein heiteres Temperament hatte einen grossen Einfluss bei seinen Krankenbesuchen, um seine Patienten zur Geduld und zur Einwilligung in seine Verordnungen zu bewegen.“

Bei dieser Heiterkeit und Elasticität seines Geistes hätte man glauben mögen, dass er ein hohes Alter erreichen würde. Doch nagten die Anstrengungen seines Berufes an seinem Leben. Im September 1782 erlitt er einen Schlaganfall, von welchem er sich jedoch zu neuer Thätigkeit erholte. Am 30. Juni 1782 erlag er einem heftigen Fieber, und er entschlief am 4. Juli früh 4 Uhr betrauert von Tausenden, die ihn liebten und ehrten.

Wollen wir uns Morgenbesser vorstellen, so dürfen wir ihn uns denken wie etwa seinen Enkelsohn, welchen viele von uns noch gekannt haben, den Rektor der Bürgerschule zum heiligen Geist. Mittelgrösse, längliches freundliches intelligentes Gesicht, lahm, heiter und humoristisch, aber auf den besten Anstand haltend.

Wenn er auch durch den frühen Tod seiner Eltern, durch die Verbindung mit der Tochter des Herrn v. Hahn und durch seine grosse und noble Praxis ein gewisses Vermögen erworben haben mochte, so hatte er doch durch seine grosse Reise grosse Opfer gebracht, und wenn sich dann sein Nachlass an 6 ihn überlebende Kinder zersplitterte, so war er dennoch der Vater eines gewissen bürgerlichen Wohlstandes für seine Nachkommen. Er besass aus erster Ehe mit Eleonora v. Hahn 12 Kinder, von denen 6 vor ihm verstarben. Von den ihn überlebenden Kindern war sein ältester Sohn der Dr. medicinae, Medicinal-Assessor, Königlicher Professor der Anatomie und Geburtshilfe, zweiter Stadt-Physikus und Pestilentiarius Johann Gottfried Morgenbesser. Die Tochter Johanna Eleonora war an den Dr. medicinae Jänsch, die Tochter Johanna Sophia an den Dr. Kruttge (Vater des von Vielen unter uns noch gekannten Physikus Kruttge) verheirathet. Ein zweiter Sohn war Kaufmann in Hirschberg, eine Tochter Justina Elisabeth an den Kaufmann Heynow in Breslau verheirathet, und ein dritter Sohn war Vicepräsident in Königsberg. Natürlich kann ich die Nachkommenschaft, welche mit der Zeit in die Hunderte geht, und deren genaue Aufzeichnung in einem Stammbaum enthalten ist, welchen der Rektor Morgenbesser sehr sorgfältig ausführte und dessen Anfang ich in etwas novellistischer Form bei der Mentil'schen Hochzeit erwähnte, nicht weiter verfolgen, nur will ich direkt für Breslau erwähnen, dass zwei Kinder des ältesten Sohnes in unserer Mitte gewelt haben: der Rektor Morgenbesser an der Schule zum heiligen Geist und dessen Schwester Frau Tuchkaufmann Stephan, deren Tochter Fräulein Maria Stephan ich die werthvollen Daten verdanke, welche mir eine Schilderung des Lebens ihres Urgrossvaters möglich machten. Die Morgenbesser'schen Nachkommen bewegten sich

und bewegen sich noch theils als hohe Gerichtsbeamte, Pastoren, Aerzte und Landwirthe in einer gesicherten Existenz, welche sie aber grösstentheils ihrer eigenen Thätigkeit und Intelligenz verdanken.

Werfen wir noch einen vergleichenden Blick auf die drei Collegen, welche, beinahe von demselben Alter, hier in Breslau thätig waren, so haben wir zunächst Tralles, etwas prononcirt auftretend, stets schlagfertig in vielen Richtungen des Wissens, sich manchmal eine Blösse gebend, dieselbe aber sofort mit einer glänzenden Dialektik deckend. So zog er über den Himmel seiner Vaterstadt wie ein glänzendes Meteor, und seine zahlreichen Schriften sichern ihm ein ehrendes Andenken. Dann haben wir Morgenbesser kennen gelernt, den gelehrten, seiner Aus- und Durchbildung Alles opfernden Arzt, den Staatsbeamten sonder Tadel, den Reformator und Anbahner der ärztlichen Wissenschaft in seiner Vaterstadt, den Beförderer des Allgemeinwohls der Menschheit in derselben. Ausserdem sahen wir Jagwitz, den Sohn einer in der Verbannung lebenden Familie, der, bei wahrscheinlich noch zureichenden Mitteln, in Holland ohne Mühe hätte fortleben können, der es aber vorzieht, in einen gelehrten Stand und zwar in den mühevollsten und anstrengendsten zu treten, um der Wiege seiner Ahnen näher zu sein, der durch ein glückliches Geschick nach Breslau geführt wird, der als ein ausgezeichnete Schüler seines berühmten Lehrers Boerhave bald zu ausserordentlichem Ansehen gelangt, mit seinem grossen Könige in Verbindung tritt und der anbahnt, dass seine Enkel das wieder erlangen, was sein Ahn durch politisches Unglück verlor, und der Urgrossvater eines lebenswürdigen aristokratischen Geschlechts wurde, dessen Nachkommen gewiss immer treu ihrem Könige dienen und den Schritt segnen werden, welcher den gelehrten Arzt nach Schlesien führte. Merkwürdig bleibt es immerhin, dass unsere gute Stadt Breslau drei Aerzte von solcher Bedeutung und in kollegialischer Einigkeit zu gleicher Zeit in sich schloss.

Ueber die
Gebirgsgruppe des Schneeberges in der Grafschaft Glatz,
besonders über diesen selbst.

Vorgetragen in der historischen Section am 31. März 1870

von

Professor Dr. **J. Kutzen.**

Zwar ist die Grafschaft Glatz auf allen Seiten von Gebirgsmauern umrandet, doch sind dieselben keineswegs überall eng geschlossen und fest mit einander zusammenhängend, sondern mannigfaltig durchbrochen und zertrümmert, und scharf bezeichnete Defileen verbinden sie an verschiedenen Stellen mit den Nachbarländern. Insbesondere löst sich beinahe vollständig das Schneebergsgebirge von den übrigen Gebirgszügen ab, bildet fast ein für sich bestehendes Ganzes und ragt wie eine langgestreckte Gebirgsinsel in das Land hinein. Umfassen wir es im weitesten Sinne des Wortes, d. h. mit allen seinen Ausläufern und Absenkungen bis in deren unterste Stufen hinab, so können wir es, abgerechnet drei unbedeutende Strecken, ringsum durch Flüsse und deren Thäler umgrenzen. Wir beginnen damit im Osten und gehen über Norden und Westen nach dem Süden und hier nördlich zurück bis in die Nähe der Stelle, von der wir im Osten ausgingen. Unter diesem Gesichtspunkte kommen folgende Flüsse und dieselben folgendermaassen in Betracht: die Mohrau bei Neu-Mohrau oberhalb des Städtchens Wilhelmsthal bis zu ihrem Einfluss in die Biele bei Schreckendorf oberhalb Landeck, diese bis zu ihrer Vereinigung $\frac{1}{2}$ Meile südlich von Glatz mit der Neisse, letztere selbst stromaufwärts über Habelschwerdt und Mittelwalde bis zu dem südlichsten Dorfe der Grafschaft, Bobischau, wo sie, ihr Quellengebiet verlassend, den bis jetzt von Osten nach Westen gerichteten Lauf nach Norden wendet; nicht weit südlich davon die Leipe oder das Lipka-Wasser, ein Nebenfluss des Stillen Adler; darauf jenseits des nahen Berg-

joches (bei der Stadt Grulich) die March bis zur Einmündung des Graupaflusses in sie oberhalb des so schön im Marchthale gelegenen Dorfes Halbseit und nördlich die Graupa selbst aufwärts über Altstadt hinaus bis auf die Höhe ihrer Quellen, wo wir bereits der Mohrau, mit der wir begannen, wieder nahe gekommen sind.

Messen wir die horizontale Ausdehnung dieses Gebietes von Süden nach Norden, so beträgt sie etwa $4\frac{1}{2}$, dagegen von Osten nach Westen nur $2\frac{1}{2}$ geographische Meilen; und veranschaulichen wir uns dieselbe durch eine geometrische Figur, so wird diese ein verschobenes längliches Viereck bilden, das dem Rhomboid gleicht und $11\frac{1}{4}$ Meilen Flächeninhalt umfasst.

Bei weitem geringeren Umfangs ist die eigentliche Hauptmasse des Gebirges; denn deren südnördliche Längenerstreckung können wir nur von dem Ursprungsgebiete der Neisse bei Alt-Neissbach bis zu dem Kamnitzflusse bei Wilhelmsthal und die Breite nur von dem Dorfe Martinsberg (1 Meile östlich von Habelschwerdt) bis in die Nähe von Spiegeltitz in Mähren annehmen, so dass für jene $2\frac{1}{2}$ Meilen und für diese etwa $1\frac{2}{3}$ Meile ausreichen, also die Hauptmasse des Gebirges dessen ganzer Ausdehnung, wie wir sie vorhin umgrenzt haben, um 2 Meilen in die Länge und fast um 1 Meile in die Breite nachsteht. Im letzteren Falle, d. h. in der weitesten Ausdehnung genommen, tritt es mit seinem nordwestlichen Ende fast bis in die Mitte der Grafschaft, fast bis $\frac{1}{2}$ Meile südlich von Glatz vor; im andern, d. h. in der Hauptmasse, füllt es von diesem Ländchen nur einen Theil des südöstlichen Grenzgebietes und zwar den inneren und dessen nördliche Nachbarschaft aus.

Doch obwohl das Gebirge auf diese Weise den südöstlichen Verschluss der Grafschaft bildet, so fallen beider Grenzen daselbst keineswegs zusammen, wie sich bereits aus der früheren Erörterung entnehmen lässt; vielmehr gehört es in beiden Fällen, sowohl in der angegebenen grösseren wie geringeren Ausdehnung aufgefasst, nicht bloss der Grafschaft, sondern drei Ländern an, nämlich in einem schmalen mittleren Theile der Südhälfte dem nordöstlichsten Zipfel von Böhmen, in einem viel breiteren östlichen dem nördlichsten Abschnitte von Mähren und in dem westlichen der Südhälfte, so wie in seiner Nordhälfte, also überhaupt in der bei weitem grösseren Hälfte der Grafschaft Glatz an, von der es an der südöstlichen Ecke in der Art Theil hat, dass es die Ostgrenze derselben nicht erreicht, vielmehr von ihr noch über 1 Meile entfernt bleibt. Nach dieser Seite hin, nämlich nach der Kuppe der Saalwiese, welche eine Höhe von 3300', und dem Wetzsteinkamm, welcher eine noch ansehnlichere Höhe erreicht, zieht sich der einzige hohe Rücken, durch welchen überhaupt das Schneebergsgebirge mit anderen Gebirgen zusammenhängt, und auch dieser steigt in der Gegend, wo jetzt

die Fahrstrasse von Wilhelmsthal nach Spieglitz über ihn hinweg geht, bis zu einem verhältnissmässig tief liegenden Joche herab.

Nach der bisherigen Entwicklung unterscheidet sich das Schneebergsgebirge schon in seiner Lage von den übrigen glätzischen Gebirgen, indem es nicht, wie diese, in seiner ganzen Längenerstreckung Grenzgebirge ist, sondern innerhalb der beiden parallelen Grenzgebirge der Ost- und Westseite des Landes liegt und selbst nur mit einem Theile die Grenze bildet; aber es bietet auch vermöge seiner ganzen Eigenthümlichkeit nicht wenige und nicht geringe Unterschiede gegen alle übrigen Gebirge der Grafschaft dar, und wir werden Ursache haben, dieselben meist als Vorzüge zu bezeichnen. So ist es kein Kettengebirge, wie die Eule oder die Böhmischen Kämmen, obwohl es Ketten hat; es ist ferner kein Plateaugebirge, wie das Habelschwerdter, obwohl es plateauartige Aufsätze hat; es ist endlich auch kein Steingebirge, wie die Heuscheuer, obwohl ihm Felsen und felsige Geschiebe nicht fehlen; vielmehr muss es als eine Gebirgsgruppe, als eine Art Massengebirge bezeichnet werden; denn das Zusammenstreben, Zusammenstossen und die Verknotung der Haupttheile, so wie ein gemeinsamer Mittelpunkt derselben, an dem diese vor sich geht, tritt unverkennbar hervor. Einigermassen das Heuscheuergebirge unter den übrigen glätzischen Gebirgen nähert sich ihm in diesem Charakter.

Nicht minder unterscheidet es sich durch seine Höhe, durch die Mannigfaltigkeit der Erhebungsweise in seinen einzelnen Theilen, durch Farbenreichtum der Bekleidung, durch Wasserfülle und durch genussreichen Wechsel von An- und Aussichten. Als seinen Mittelpunkt, seinen Kern und sein Haupt macht sich sogleich für das aufmerksame Auge der Schneeberg geltend. Er ist an der Basis seines Scheitels nach allen Seiten hin durch mehr oder weniger breite Rücken mit den benachbarten Bergen und Gebirgszügen verbunden; doch auch die höchste dieser Verbindungsflächen bleibt immer noch mindestens an 700' hinter seiner Höhe zurück, so dass er, besonders bei dem Umfange jenes Scheitels, den wir später noch näher werden kennen lernen, überall hin als ein gewaltiger Koloss über alle anderen Hervorragungen beherrschend emporsteigt. Den bedeutendsten Eindruck macht er in dieser Beziehung auf den Beobachter von Süden her und zwar in der Nähe von Grulich, von wo aus er als nördlicher Schluss des obersten Marchthals erscheint, während zu beiden Seiten dasselbe von den Neundorfer Kämmen und dem Pferderücken, d. h. von zwei Seitenwänden eingeschlossen wird, die sich in ihrem höchsten Theile gleichfalls über 4000' erheben.

Aber nicht blos durch seine Höhe, sondern auch nach der horizontalen Ausbreitung der Haupttheile des Gebirges ist er verhältnissmässig am meisten dessen Mittelpunkt, indem nördlich sowohl wie südlich fast alle ansehnlichsten Erhebungen innerhalb einer Meile Ent-

fernung um ihn emporsteigen. Was die Gestaltung dieser letzteren anbelangt, so sind sie entweder mehr oder weniger ausgebildete Wölbungen auf der Streichungslinie der Kämme und Rücken, oder sie steigen nebenan, gewissermassen wie stützende Pfeiler, theils als platte Kuppen, theils als ziemlich spitz emporstrebende Kegel auf und gleichen dann in diesem ihrem oberen Theile nicht selten um so mehr selbstständigen Bergindividuen, je mehr sie durch tiefe Einschnitte und Schluchten an mehreren Seiten bis zu ihrem Fusse herab von jeder Nachbarschaft getrennt sind. Hierdurch ergibt sich offenbar für die Nordhälfte unseres Gebirges, bei welcher diese Gestaltung vorzugsweise stattfindet, fast vor allen übrigen Hochtheilen der Sudeten, insbesondere auch vor dem Riesengebirge ein Vorzug; denn hier bestehen die höchsten Hervorragungen gewöhnlich nur aus Aufsätzen oder Wölbungen der Kämme, gerade wie sie auch an den beiden südlichen Haupttästen der Gebirgsgruppe des Schneebergs angetroffen werden, die, besonders der westliche, weit weniger durch tiefgehende Einschnitte unterbrochen, langgezogene, sanft gewölbte und meist nur durch flache Einsenkungen gegliederte Rücken darstellen.

Wer dieses Nebeneinander und dieses Ineinandergreifen der verschiedenen Formen der Erhebungen unseres Gebirges möglichst vollständig übersehen will, der findet, in einer westlichen Entfernung etwa von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Meile, auf mehreren Höhen unweit Ober-Langenu, Bad Langenu und Lichtenwalde mühelos zu erreichende und doch ganz geeignete Standpunkte. Auch zeigt sich das Gebirge nach seinen hauptsächlichsten Bergen und Rücken, so wie nach seinen am meisten charakteristisch ausgeprägten Vorbergen nirgends anders verhältnissmässig in so voller Entwicklung und Grossartigkeit. Da erheben sich in einem sanften, etwa 5 Meilen umfassenden Bogen, dessen concave Mitte östlich zurück liegt, von Norden nach Süden die Hochtheile so nach einander: der kegelartige Dürre Berg (2907'), der Schwarze Berg mit seinen 3 Kuppen, von denen die mittlere und zugleich höchste 3845' misst (nach den Messungen des preuss. Generalstabs von 1862), der durch seine runde und abgeplattete Gipfform von fern der Heuscheuer ähnliche Heuberg (3455'), der längliche Mittelberg (3721'), der Schneeberg (4538'), die Neundorfer Kämme mit der Kammkoppe, ihrem höchsten Punkte (4189'), der Siedichfür (3589') mit seinem südlichen Abhang, dem Ziegenrücken (3475'), und die Klappersteine (3510'), die durch ihre Form am rechten Ende des Gebirgs einen ähnlichen Schluss bilden, wie der Reifträger im Riesengebirge.

Das Malerische dieses Anblicks wird erhöht durch die den Vordergrund bildenden Vorberge, zu denen die Hochmasse des Gebirges bald in schroffen Absenkungen, bald in mehr terrassenartigen Absätzen niedersteigt, und die selbst wiederum bisweilen plötzlich und steil zu charakteristischen Gipfeln anschwellen und ebenso scharf auf der andern Seite

in die westlich vorliegende weite Hochebene der Neisse abfallen. Unter ihnen zeichnen sich in höherem Grade der Gläserdorfer Berg oder Gläserberg (2535') im Süden, der Kieslingswalder Mittelberg im Norden (2758') und mehr in der Mitte der Spitzige Berg mit dem die ganze Gegend zierenden und zugleich beherrschenden Kirchlein Maria Schnee (2572') aus.

Wir lassen nun, nach dieser allgemeinen Uebersicht des Gebirges, dem Schneeberge selbst eine speciellere Berücksichtigung zu Theil werden, die er vor allen verdient. Was zunächst den Namen anbelangt, so liegt sein Ursprung nahe. Er ist theils von der Form, theils von dem während der grösseren Hälfte des Jahres vorherrschenden Aussehen entlehnt und findet sich aus gleicher Ursache bei einer Zahl anderer Berge Deutschlands wieder. Wie nämlich die Berge und Gebirge Mittel- und Norddeutschlands in mehr als einer Hinsicht von den Alpen auffallend abweichen, so ganz besonders in der Gipfform, in welcher sie dem Reichtum der letzteren bei weitem nachstehen. Sie erscheint als eine mehr sanfte, ja oft flache; wir gewahren daselbst die Berggipfel in der Regel abgestutzt und gewissermaassen prosaisch abgerundet. Damit stimmen überein ihre Benennungen von Seiten des Volkes. Selten oder fast gar nicht hören wir von Namen, welche auf jene schlanken, kühnen, oft abenteuerlichen Formen der Berggipfel hinweisen, die in den Alpen unser Auge fesseln; vielmehr begegnen uns, entsprechend der mehr gewölbten und runden Form, Namen, wie Kopf, Koppe, Kuppe, oder wohl gar die allgemeine Bezeichnung „Berg“, welche vorzugsweise das sanfte Ansteigen und die mehr allgemeine, durch keine auffallende Besonderheit sich auszeichnende Erhebungsform zu erkennen geben soll.

Auch für die erste Hälfte des Namens hatte die umwohnende Bevölkerung guten Grund, indem sie ihn bei der Höhe und dem Umfange seines Gipfels früh und lange im Jahre (nicht selten 7 Monate) und länger, als alle umliegenden Höhen, mit Schnee bedeckt sah, dessen glänzende Hülle über diese weit ins Land hineinleuchtete. Unser Schneeberg heisst auch der „Grosse Schneeberg“, zum Unterschiede von dem südwestlich in der Nähe liegenden „Kleinen Schneeberge“, der gegen 500' niedriger ist; ferner der „Glatzer Schneeberg“, im Gegensatz gegen den Neisser oder Mährischen Schneeberg, d. h. den Altvater, oder endlich der „Spiegglitzer“, wie er auf der mährischen Seite nach dem dicht an seinem Fusse südöstlich liegenden ansehnlichen Dorfe Spiegglitz, oder der „Grulichner Schneeberg“, wie er auf böhmischer Seite nach der etwa 2 Meilen südlich von ihm entfernten Stadt Grulich genannt wird.

Wohl aus gleichen Ursachen entstand auch für eine nicht geringe Zahl anderer hoher Berge Deutschlands eine gleiche Benennung. So finden wir in den niederösterreichischen Alpen den Wiener Schneeberg (6672'), den Schneeberg des Fichtelgebirges, dessen höchsten Gipfel (3237'), und mehrere in den Sudeten, indem der Altvater des Mährischen Gesenks

(4608'), wie schon vorhin erwähnt worden, den Namen „Mährischer oder Neisser Schneeberg“, die Hochschar (4272') in demselben Gebirg des „Freiwaldauer Schneebergs“, im Riesengebirge der Grosse Kesselberg oder die Kesselkoppe (4413') des „Rochlitzer Schneebergs“ erhalten hat.

Wenn in neueren Büchern und auf neueren Karten die ganze Gebirgsgruppe des Glatzer Schneebergs „das Glatzer Schneegebirge“ genannt worden ist, so fehlt hierfür ein stichhaltiger Grund. Man kann diese Bezeichnung allenfalls eine leichtere und kürzere statt der etwas schwerfälligeren, die wir gewählt haben, nämlich „Schneebergsgebirge“ nennen; aber richtig ist sie keineswegs. Nicht das ganze Gebirge, sondern nur sein Haupt, den Schneeberg, konnte und wollte das Volk durch diese Benennung charakterisiren, die dem gewöhnlichen Aussehen von jenem weit weniger oder vielmehr gar nicht entsprochen hätte.

Wir mögen dem Schneeberge von Westen durch den Wölfelsgrund oder von Nordosten her durch den Klessengrund, zwei Wege, auf denen er am bequemsten und häufigsten bestiegen wird, uns genähert haben, so bleibt er uns wegen des hohen und oft sehr dichten Waldes, so wie später wegen des steilen Anstiegs, den wir nöthig haben, meist unsichtbar; erst nachdem wir in einer Höhe von fast 3300' auf dem breiten Rücken angelangt sind, welcher ihn über den „Kleinen Heuberg“, der übrigens von beiden Heubergen der höhere ist (3496'), mit dem Schwarzen Berge verbindet, beginnt der fast ringsum aus dem übrigen Gebirge freihervortretende und ziemlich steil emporsteigende Gipfel sich in seiner Mächtigkeit ungehindert dem Auge darzubieten. Anfangs geht zwar auch dort oben der Weg noch durch Wald; aber dieser hindert nicht mehr die Aussicht nach der Höhe; denn er zeigt sich immer dünner, von geringerem Zusammenhang und Umfang, in unordentliche Gruppen zertheilt und vom Weide- und Wiesenland unterbrochen. Der vorherrschende Baum ist die Fichte, aber von abweichender Beschaffenheit gegen die Wälder tiefer unten. Trotz des hohen Alters ist ihr Wuchs niedrig, bis weiter hinauf ihr Wachsthum allmählig ganz aufhört, ihr Stamm sammt Aesten knorrig, verkrüppelt, übermoost, vom Schnee zerbrochen. Zwar treffen wir gemischt mit dieser Art Fichten ziemlich oft den Vogelbeerbaum, die Eberesche, aber nicht zum Baum emporgeschossen und entwickelt, sondern niedrig geblieben, fast nur eine Art verworrenen Strauchwerks. Das Farrenkraut, weiter unten öfters von der Höhe eines mittleren Mannes, erreicht bei weitem nicht mehr dieses Maass; dagegen zieht das auffallend zunehmende Wachsthum gewisser anderer Gewächse unsere Aufmerksamkeit auf sich. So bringt es die blühende Brunnenkrässe in der Quelle, die neben unserem Wege herabrieselt (sie gehört zu den Quellenbächlein der Wölfl), bis zu 3 Fuss, die weisse Niesewurz zu 5 Fuss und die Alpengänsedistel sogar bis zu 6 Fuss Höhe. Je näher dem Gipfel, desto leerer und öder wird der Abhang; nur noch einzeln begegnet uns die Fichte als niedriges Ge-

sträuch, fast nur am Boden hinziehend, wie das Knieholz, das jedoch hier ebenso, wie am Mährischen Altvater, fehlt, obwohl beide Berge höher sind, als viele Stellen, an denen wir es im Riesengebirge antreffen. Endlich verschwindet überhaupt jedes Holzwerk ganz; wir haben nicht lange nachher auf einem bequemen Wege, der sogar mit sicheren Gebirgs- pferden befahren werden kann, die Scheitelfläche des Gipfels erreicht. Diese ist gegenwärtig ganz kahl. Nicht immer scheint es so gewesen zu sein; denn noch im Jahre 1796 fanden sich Spuren, dass selbst die höchsten Punkte Holzungen getragen, wie denn auch seit vielen Jahren vertrocknete, aber noch ganz feste und aufrecht stehende Stämme von hohem Alter, die wir an nicht wenigen Stellen unfern der Höhe des Gipfels finden, für ehemaligen Waldwuchs in dieser Gegend Zeugniß geben. Seitdem hat sich im Laufe unseres Jahrhunderts, da die weiter unten noch sparsam vorhandenen, vom Schnee zerbrochenen, vom Alter niedergebeugten Fichten keinen jungen Anflug zur Seite hatten, des Gipfels Nacktheit immer mehr verbreitet und verbreitet sich noch. Gegenwärtig ist er theilweise bis auf 1000 Schritt herab kahl und nirgends mehr mit Holz bestanden. Erst in den letzten Jahren hat man hier Versuche gemacht, die höchsten Berghöhen stellenweise mit Zirbel-Kiefer und mit Knieholz zu besäen.

Die Scheitelfläche des Gipfels ist ein sanft von Westen nach Osten geneigtes Plateau und misst in dieser Richtung 1620 Fuss oder 108 Ruthen, dagegen von Süden nach Norden 1140 F. oder 76 Ruthen, so dass der Inhalt der ganzen Fläche 8208 □-Ruthen beträgt. Demnach enthält der Glatzer Schneeberg eine der umfassendsten Gipfelbildungen unter den höchsten Bergen des mittleren und nördlichen Deutschland. Ich sage „unter den höchsten Bergen“; denn auch in vertikaler Beziehung nimmt er einen hohen Rang ein, indem er sich, nach den Messungen des preussischen Generalstabs vom Jahre 1862, bis zu 4538' über die Ostsee erhebt, also der höchste Berggipfel in den Sudeten ist auf einer Linie von 17 Meilen, nämlich zwischen dem Altvater, der 4 Meilen südöstlich, und der Schneekoppe, die 13 Meilen nordwestlich von ihm entfernt liegt. Somit wird er in Deutschland, wenn wir das Alpengebiet unberücksichtigt lassen, nur von den eben genannten beiden Bergen, dann in den Sudeten noch von den beiden Gipfeln des Brunnenberges (4780' und 4746'), dem Hohen Rade (4689') und dem Krkonosch (4551'), ausserdem im Böhmerwaldgebirge von dem Arber (4543') und im Schwarzwald von dem Feldberge (4590') übertroffen. Er behauptet demnach unter den hohen Berggipfeln Deutschlands in dem genannten weiten Gebiete die 9. Stelle, und auch in dieser bleibt er hinter seinen nächst höheren vier Vorgängern nicht um 100 Fuss, ja hinter zweien von diesen nicht um 20 Fuss zurück. Es sind nämlich höher:

- im Riesengebirge: die Schneekoppe um **400'**,
 der Grosse Brunnenberg **242'**,
 der Kleine Brunnenberg **208'**,
 das Hohe Rad **151'**,
 Krkonosch **13'**;
 im Mähr. Gesenk: der Altvater **83'**,
 im Schwarzwald: der Feldberg **52'**,
 im Böhmerwald: der Gr. Arber **5'**;

dagegen niedriger der höchste Punkt

- im Erzgebirge: der Keilberg **734'**,
 im Harz: der Brocken **1026'**,
 im Fichtelgebirge: der Schneeberg **1301'**,
 im Thüringer Wald: der Beerberg **1510'**,
 im Taunus: der Grosse Feldberg **1830'**.

Wenn oben bemerkt wurde, dass der Gipfel des Schneebergs kahl sei, so entbehrt er gleichwohl selbst auf der Scheitelfläche nicht alles Lebens der Pflanzen- und Thierwelt. Ein Theil von ihr ist mit isländischem Moose, mit Schlangenkraut, einigen Arten Habichtskraut, mit Alpenschmelen u. s. w. bedeckt, und haben die Monate Mai und Juni nicht etwa durch Fröste störend auf die Vegetation eingewirkt, so gleicht im Monate Juli die Fläche mehr einer blumigen Wiese, als einem so hohen Berg Rücken. Dass auf ihr noch so viel Vegetationskraft vorhanden ist, rührt offenbar mit von ihrer Grösse her. Die Sonnenstrahlen fallen auf einer solchen Fläche nicht so schief auf, wie an einem pralligen Berge, der oben eines bedeutenden Plateau entbehrt; je ausgedehnter also, desto wärmer ist die Fläche. Dazu kommt, dass die des Schneebergs oben nicht unmittelbar mit Gestein bedeckt ist. Zwar besteht seine Masse, wie die des mit ihm verbundenen Gebirges überhaupt, in den Tiefen aus Gneis, auf den höheren Punkten aus einer Art Glimmerschiefer, dem wenige Granaten beigemischt sind; doch oben auf der Scheitelfläche liegt darüber noch eine grobsandige Erde, fruchtbar genug, um mannigfaltige Alpengewächse hervorzubringen.

Freilich bietet sich nicht überall ein solcher Anblick dar, besonders nicht an der Südseite; denn hier bedecken den Abhang bis an den oberen Rand hinauf eine Menge übereinandergehäufter Steine und Felsgeschiebe, mit Landkartenmoos überzogen, — wahrscheinlich in unvor denklichen Zeiten mächtig emporragende Felsenspitzen und Felsenmassen, die durch Verwitterung in Trümmer zerfallen sind. Die gewaltigen Schwalbensteine, die auf der südwestlichen Seite nahe dem Wege liegen, welcher von der Schweizerei auf den Berggipfel führt, erinnern mit ihren fast abenteuerlichen Gestalten und seltsamen Gruppierungen noch am meisten an diese Zeiträume.

Auch das Thierreich erhebt sich bis auf die Höhen des Gipfels. Nicht nur wurde in der Nähe des Bergkegels wiederholt der wilde Auerhahn, die Schildamsel beobachtet, sondern selbst auf der Scheitelfläche wohnt den Sommer über eine Lerchenart, die Berg- oder Schneelerche. Von Insekten gewahrt man nicht wenige, und sogar der Schmetterling fehlt nicht; er besucht die Blumen des Berges. Besonders macht sich ein kleiner schwarzer Schmetterling mit weiss gesäumten Flügeln bemerklich; er ist hier einheimisch. Auch das Wild wagt sich auf die Höhe. Hirsche und Rehe wurden, wie sie vor Jahrzehnten überhaupt in jenen Gegenden viel zahlreicher vorhanden waren, bei ihrer Wanderung über den Gipfel oft gesehen.

Gleichwohl herrscht auf der umfangreichen Hochfläche desselben für gewöhnlich ein befremdendes Stilleben, ja eine Todtenstille; selbst der Kampf der Elemente scheint hier zu ruhen oder doch abgeschwächt zu werden; denn der heulende Sturm ist eben so wenig hörbar, wie das Säuseln des Windes, und beide unterscheiden sich an uns nur durch das Gefühl ihres Druckes. Braust auch der Sturm in den tiefer liegenden Wäldern, er dringt nicht bis auf das kahle Haupt des Berges; sogar den Knall eines Feuergewehres will man daselbst in einer Entfernung von 500 Schritten nicht mehr gehört haben. So ist oben für gewöhnlich eine schauerliche Stille, in der allein das Gessumme eines nahen Insekts oder der ängstliche Ton der vorhin bezeichneten Lerchenart, die über uns hin und her flattert, zu den Ohren dringt. Dazu gesellt sich der Eindruck der Weite der Gipfelfläche, die, da auch die höchsten Stellen auf ihr sich wenig über die benachbarten erheben, ohne Ende fortzugehen und an die sich ein durch nichts unterbrochener Horizont anzuschliessen scheint, so dass die Vergleichung ihrer mit einer Insel im Ocean nahe liegt, von dem letztere bis in unübersehbare Fernen rings umschlossen.

In dieser Eigenthümlichkeit mit dem überraschten Blick eines ersten Besuches aufgefasst, kann allerdings die Gipfelfläche des Glatzer Schneeberges einen Eindruck hervorbringen, wie kein anderer Gipfel im ganzen langen Zuge der Sudeten; denn gar sehr wird durch diesen Blick geweckt das Gefühl gänzlicher Abgeschlossenheit, Verlassenheit, Oede und Starrheit der Natur. Man sehnt sich nach einem gewohnten Gegenstand; aber kein Baum, kein Strauch, keine hervorragende Felsklippe wird sichtbar und unterbricht die unheimliche Leere und Einförmigkeit. Den Kämmen und Kuppen des Riesengebirges fehlt es zwar auch nicht an dem Charakter des Oeden und Wüsten; aber doch erreicht das Auge in der Nähe ein Thal, einen gegenüberliegenden nahen Berg, ein Stück Wald, das Aufglänzen oder Hinabgleiten einer Quelle, eines Bächleins, wodurch unsere Aufmerksamkeit von der Stille, die um uns herrscht, abgelenkt wird. Nichts dergleichen hier auf dem Schneeberge; nichts von einer Spur menschlicher Nähe, menschlicher Wohnung und menschlicher Pflege der

Natur; diese beginnt erst eine halbe Stunde weiter unten, in der Nähe der Schweizerei, wo Kühe und Ziegen auf wohl gepflegten Wiesen reichliche Nahrung finden.

Diese Beschaffenheit der Gipffläche und der durch sie bewirkte erste Eindruck hat selbst bei erfahrenen Beobachtern von Naturverhältnissen die Unbefangenheit ihres Blickes und ihrer Auffassung verwirrt, indem sie, wie aus ihren Schriften hervorgeht, behaupteten, dass dort oben gar nichts von dem ringsum ausgebreiteten Gebirgslande sichtbar sei. Nun ist zwar unstreitig wahr, dass auch auf der höchsten Stelle der Scheitelfläche, nämlich bei dem Signal der europäischen Gradmessung aus dem Jahre 1863, die Thäler, die Mehrzahl der Berge und unter 2 Meilen bewohnte Ortschaften nicht sichtbar sind; dagegen ist auch eben so gewiss, dass man die höchste der drei Kuppen des Schwarzen Berges, welcher an $\frac{3}{4}$ Meile nordwestlich vorliegt, ferner den Pferderücken, die Neundorfer Kämme (beide in einer südlichen Entfernung von etwa $\frac{1}{2}$ Meile) und das Mährische Gesenk, welches in südöstlicher Richtung etwa $2\frac{1}{2}$ bis 4 Meilen entfernt ist, erblicken kann. Legt man sich auf den Boden, um so, wie Schreiber dieser Zeilen bei mehrfachem Besuche dieser Stelle wiederholt gethan, die Beobachtung möglichst horizontal anzustellen, dann allerdings erscheint des Berges Scheitelfläche wie eine Insel im Meer, umgrenzt erst in der Entfernung von drei und mehreren Meilen von Land, nämlich im Osten von dem Mährischen Gesenk, im Westen von den Böhmischem Kämme und im Norden von verschiedenen Bergen, hochgelegenen Thalmulden und Ortschaften zwischen dem Jauersberge und dem genannten Gesenk bis weit nach Schlesien hinein.

Bisweilen wird dieser Anblick auf einmal durch ein anderes unerwartetes Schauspiel verdrängt, welches die Wirksamkeit des Sehorgans bis auf die nächsten Umgebungen einschränkt. Nicht mehr wie eine Insel im Ocean erscheint dann der Gipfel des Berges, sondern wie eine in den Wolken schwebende Insel. Nicht selten nämlich hauchen die tiefer liegenden Wälder die Nebel zurück, welche in der verflossenen Nacht oder am Morgen gefallen, und solche Störenfriede jeder freien Aussicht verderben auch hier dem Wanderer gar oft den ersehnten Genuss. Es thürmen sich in diesem Falle plötzlich dichte Nebelsäulen an den Seiten des Berges auf und schweben, wie wenn sie angezogen würden, langsam heran. Eine kurze Spanne Zeit, und sie wälzen sich gleich Wellen über des Berges Scheitelfläche, bedecken den Wanderer, durchnässen und durchkälten ihn. Eine bedenkliche Erkrankung kann daher sein Loos sein, wenn er in leichten Kleidern sich auf solche Höhen wagt.

Aus dem letzten Abschnitte der bisherigen Darstellung ahnen wir bereits, dass man auf dem ausgedehnten Scheitel einer freien Rundschau in die Ferne entbehre. So ist es, und der weniger erfahrene Wanderer wird wohl in seiner Hoffnung, eine solche auf einem so hohen Berge zu

finden, bis zum Unmuth enttäuscht. Allein wenn, wie oft geschehen ist, daraus voreilig gefolgert wird, dass in Rücksicht auf den Genuss einer Geist und Gemüth belebenden und stärkenden Aussicht die Besteigung des Schneeberges überhaupt nicht lohne, so ist das eine arge Uebertreibung, verschuldet von Solchen, die in jenem Unmuth unthätig blieben, oder die, verwöhnt durch die Neigung, Alles ringsum nahe und fern mit einem Blick und von einem und demselben Standpunkte aus überschauen zu wollen, den Naturgenuss an sich zu erproben unterliessen, welcher entsteht, wenn man immer eine Strecke von Standpunkt zu Standpunkt weiter wandernd nur in allmäliger Reihenfolge die Naturbilder auf sich wirken lässt, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, bei einem gleichzeitigen Gesamtüberblick aller, sich in die einzelnen viel zu wenig zu vertiefen oder die Anschauung zu überbürden.

Diese Gefahr verbietet sich auf dem Schneeberge von selbst. Wer daher auf ihm nicht sucht, was derselbe vermöge der horizontalen und vertikalen Eigenthümlichkeit seines Gipfels zu bieten nicht im Stande ist, wer also auf einen gleichzeitigen, grossartigen Rundblick von einem und demselben Standpunkte aus, wie ihn z. B. der benachbarte Schwarze Berg gewährt, verzichtet und verschiedene Aussichtspunkte aufsucht, wird gewiss in voller Befriedigung und mit dem Geständnisse zurückkehren, dass der Schneeberg, auch was erhebenden Naturgenuss durch An- und Aussichten anbelangt, zu den lohnenderen Gipfeln in den Sudeten gehöre. Um indess jene verschiedenen Standpunkte kennen zu lernen, muss man den Rand der Scheitelfläche eine Strecke abwärts (herab öfters bis 200 Fuss) umwandern, und man wird erstaunen, in welch' hohem Grade bald Lieblichkeit und Heiterkeit, bald Ernst und Erhabenheit in den vorliegenden Naturgebilden uns erschlossen werden. Da öffnet sich z. B. vor uns ganz nahe gegen Süden das Marchthal, umwallt an 3 Seiten von Bergmauern, die von 3600' bis zu 4500' emporsteigen, Anfangs eng und im tiefen Grunde und theilweise hoch hinauf an den Lehnen noch von dichtem Walde überdeckt, bis es sich, im Gegensatz gegen diesen ernsten und kräftigen Vordergrund, weiter südlich allmählig ausdehnt und einigen Dörfern mit ihren abgesonderten und mannigfaltig vertheilten Höfen, Häuschen und Baumgruppen so wie sonnigen Wiesenfluren Raum gewährt, durch welche die jugendliche March hindurch eilt, bevor sie über 1 Meile weit ihren Lauf nach Osten richtet, — ferner mehr östlich der herrliche Thalkessel von Altstadt, der, umschlossen an der entgegengesetzten Seite von den über 4000' hohen Bergwänden und Gipfeln des Mährischen Gesenks, durch seine alpenartige Grossartigkeit mit ganz besonderem Zauber wirkt; — dann nördlich das wechselvolle und belebte Längenthal der Biele bis Landeck hin, — im Hintergrunde die stattlichen Kuppen und Rücken des Jauersberges und Landecker Heidelberges; — darauf westlich und nordwestlich die in heiterer Anmuth glän-

zenden inneren Gefilde fast der ganzen Grafschaft, dahinter die hohen westlichen Einschussmauern des Langenauer Heidelberges und der Böh-mischen Kämme mit ihrem dunklen waldigen Kleide, und über die Felsen-burg der Heuscheuer hinweg zuletzt die Zinnen des Riesengebirges, die oft nur noch im zartesten Dufte, fast wie dünne Luftgebilde, emporsteigen. Wahrlich, Glanzpunkte der Aussicht, wie sie manchem ob einer solchen weit und breit gepriesenen und viel besuchten Berggipfel Ehre machen würden!

Solche Eindrücke auf edlere Sinne von uns dürfen bei der geogra-phischen Behandlung erhabener Gebirgsreviere, welche mit dergleichen Standpunkten, wie sie auch der Schneeberg in der besagten Weise dar-bietet, ausgestattet sind, nicht ausser Acht gelassen werden; denn die Ge-fühlserregungen, welche sie hervorbringen, und die Stimmungen, in welche sie uns versetzen, sind kein unwichtiger Theil des Einflusses, welchen Naturgegenstände zu Wege bringen. Und ist etwa die Einwirkung der Erdoberfläche mit ihren Gebilden und Verhältnissen auf Geist und Ge-müth des Menschen gering anzuschlagen? Gehört nicht die ästhetische Geographie wenn zwar zu den bisher wenig gepflegten, doch gewiss zu den mit unablässiger zarter Sorge zu behandelnden Abschnitten geogra-phisch-historischer Wissenschaft?

Was für Genüsse, wie die zuletzt angedeuteten, die Bequemlichkeit der Bereisung und des Aufenthalts auf dem Schneeberge betrifft, so wird jetzt dafür in höherem Grade gesorgt, indem die Besitzerin des Terrains, die Prinzessin Marianne der Niederlande (Prinzess Albrecht von Preussen) nicht nur die Wege in Stand setzen und erhalten, sondern auch im Wölfelsgrunde unfern des Wasserfalls ein stattliches Gasthaus und oben unmittelbar am Fusse des Berggipfels ein massives Gebäude errichten lässt, das im Spätsommer 1870 vollendet sein und 14 Zimmer für Fremde enthalten soll. Indess gewährte auch bis jetzt schon ein wenigstens leid-liches Unterkommen die ganz in der Nähe von diesem Gebäude auf der westlichen Seite über 3760' hoch gelegene Schweizerei, d. h. eine Sen-nerie nach Schweizer Art, welche ein Graf Magnis, der damalige Besitzer eines grossen Theiles des Berggebietes, im 2. Jahrzehnt unsers Jahrhunderts angelegt hat.

Schliesslich verdient der Berggipfel noch in hydrographischer und po-litischer Beziehung unsere Beachtung. Vermöge seines bedeutenden Um-fangs ist er nämlich im Stande, Quellen immer fort Nahrung aus der At-mosphäre zuzuführen, und so stossen wir an ihm auf die überraschende Erscheinung, dass wenige hundert Fuss unter seiner Scheitelfläche bereits zwei Bächlein fliessen, das eine an der Mitternachtseite, das andere an der Mittagseite, die Wölfl und die March. Auf diese Weise spendet er nicht nur durch beide den nach ihnen genannten nahen Thälern, zweien der schönsten im ganzen Bereich der Sudeten, Frische und Belebung, son-

dern er wird auch, indem die Wöfl durch die Neisse der Oder und Ostsee, die March durch die Donau dem Schwarzen Meere zufließt, eine berücksichtigungswerthe Wasserscheide, ein Theil der grossen Hauptwasserscheide, welche das ganze hydrographische System von Europa in 2 Hälften, in eine nach Süden und Osten, und eine nach Norden trennt.¹⁾

Aber auch eine politische Scheide ist er; denn fast auf seiner Höhe steht südwestlich die Hauptgrenzsäule, an welcher die Länder Böhmen, Mähren und die Grafschaft Glatz zusammenstossen. Da Böhmen vom südwestlichen Abhange des Berges her in einem spitzen Winkel an jenen Grenzpunkt herankommt und die Grenze von Mähren und Glatz von diesem an in östlicher Richtung südlich am Berge hinzieht; so ergibt sich hieraus, dass grossentheils das östliche und westliche und ganz das nördliche Terrain, also bei weitem der grösste Terrain-Abschnitt, wie von der Gebirgsgruppe des Schneeberges überhaupt, so auch von diesem ihrem Kern- und Mittelpunkt zu der Grafschaft Glatz gehört.

¹⁾ Rücksichtlich des Namens March sei bemerkt, dass man annimmt, derselbe komme von dem alten keltischen Worte „Mar“, (Pferd), da der Fluss weiter unten in seinen üppigen Auen treffliche Pferdeweide bietet. Die Slaven haben daraus „Morawa“, die Deutschen „March“ gebildet. In seinem Ursprungsgebiet heisst er bei der Bevölkerung auch Mora, More und Märr.

Die Cistercienser-Klosterkirche zu Leubus.

Vorgetragen in der archaeologischen Section am 19. Juni 1870

von

Dr. Alwin Schultz.

Bei einem vor mehreren Jahren unternommenen Ausfluge war ich auch nach Leubus gekommen, hatte jedoch nicht Zeit gehabt, mich eingehender mit den mittelalterlichen Kunstwerken der alten Cistercienser-Abtei zu beschäftigen und eine genaue Untersuchung der Baulichkeiten auf einen späteren, günstigeren Termin verschoben. In diesem Jahre nahm ich den Plan wieder auf, um den Theilnehmern an den archaeologischen Uebungen Gelegenheit zu geben, sich in dem Aufmessen eines Gebäudes, dem Auffinden der ursprünglichen Gestalt desselben, kurz in den archaeologischen Manipulationen practisch zu üben. Durch den Frühzug der Märkischen Bahn wurden wir schnell nach Maltzsch befördert und traten von da aus unsere Fusswanderung an. Nachdem wir mit einer fliegenden Fähre über die Oder gesetzt, schlugen wir den Fussweg durch den prächtigen Laubwald ein, der im frischesten Frühlingsgrün prangte, ehemals sicher ein treffliches Jagdrevier für die waidlustigen Mönche. Nach einstündiger Wanderung lichtete sich der Wald und wir traten dicht vor dem Kloster aus ihm heraus. Der ganze Gebäudecomplex macht einen überraschend bedeutenden Eindruck. Auch hier haben es die Cistercienser wieder verstanden, den schönsten Punkt für ihre Niederlassung ausfindig zu machen. Hart an der Oder, dicht am Walde, liegt das Kloster auf einer mässigen Anhöhe, das Dorf Leubus beherrschend; von den oberen Geschossen des Hauptgebäudes schweift der Blick weit über die dunklen Wälder, die jenseits der Oder bis an den Fluss herantreten, über die fruchtbare Ebene bis zu den Sudeten hin, die bei klarem Wetter in ihrer ganzen Ausdehnung vom Altvater bis zur Landskrone den Horizont be-

grenzen. Besonders malerisch erscheint das Kloster von dem nahen Weinberg im Städtel Leubus aus gesehen. Die weitläufigen Nebengebäude sind jetzt für das K. Landesgestüt, zu Beamtenwohnungen etc. eingerichtet; die innerhalb des Klosterhofes erbaute Jacobs-Kirche wird von den Evangelischen benutzt. Das grossartige imposante eigentliche Klostergebäude, Anfangs des 18. Jahrhunderts errichtet, ist der Provinzial-Irrenanstalt eingeräumt. Von dem älteren Kloster sollen noch Theile in dem Anstaltsgarten vorhanden sein, die wir jedoch, da gerade Patienten dort spazieren gingen, nicht besichtigen durften. Das im reichsten Rococostyl erbaute Kloster zeigt eine 5—600 Fuss lange Front nach Westen gewendet, nördlich einen langen Flügelbau und südlich einen eben so langen Anbau, der durch einen östlichen Gebäudetract sich an die mitten im ganzen Complex gelegene Kirche anschliesst und somit südlich von der Kirche einen viereckigen Hof bildet. Die Kirche selbst ist wie gesagt in diese Klosteranlage eingebaut, so dass sie die von den Flügeln umschlossenen Höfe gerade halbt. Sie tritt westwärts nicht über die Rococcofaçade hervor und ihr Vorhandensein wird nur durch das grosse, mitten in der Westfront angebrachte Portal, sowie zwei sich über dem Hauptgesims des Gebäudes erhebende, zwar zopfig genug aussehende, aber doch recht malerische hohe Thürme markirt.

Da wir nur einige Stunden in Leubus zubringen konnten, so beschlossen wir, uns allein mit der Kirche zu beschäftigen, die übrigen Baulichkeiten jedoch ganz bei Seite zu lassen. Da das Kloster bereits 1175 von Boleslaus dem Langen neu gegründet oder wiederhergestellt ist, so konnten wir hoffen, einen romanischen Bau noch vorzufinden; indessen ist von demselben keine Spur mehr erhalten. Die Kirche rührt aus dem Ende des dreizehnten, vielleicht gar aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts her. Es ist schade, dass bestimmte Angaben über den Bau gar nicht aufzufinden sind, eine Klosterchronik nicht vorhanden ist und wohl nie existirte, zumal schon Abt Andreas Hoffmann (1498—1534) in seinen Aufzeichnungen den Mangel an historischen Ueberlieferungen über sein Stift beklagte. So sind wir denn auf die dürftigen Ueberlieferungen, die M. S. Dittmann in seiner Chronik der Abtei von Leubus (*Ztschr. d. Ver. f. Gesch. u. Alterth. Schles. I. 270*) mittheilt, angewiesen und müssen uns im übrigen mit Conjecturen, die auf die Bauformen sich stützen, behelfen.

Wenn man durch das grosse Mittelportal in das Kloster eintritt, so gelangt man zunächst in eine Vorhalle, die unter Abt Ludwig Bauch (1696—1729) erbaut worden ist (*Dittm. a. a. O. 293*), und erst aus dieser kommt man in die eigentliche Kirche, die unter dem genannten Abte gänzlich dem damaligen Zeitgeschmacke angemessen renovirt worden ist. Die schlanken Dienste, die ehemals das Gewölbe trugen, sind abgeschlagen worden und an ihre Stelle sind Pilaster getreten (*Taf. II.*); nur am Chorraum haben sich Theile der Dienste, hinter dem Altar sogar Reste der alten Profi-

lirungen erhalten. Diese dürftigen Ueberbleibsel, so schätzbar sie auch sein mögen, genügen jedoch nicht, eine Restauration des alten Baues zu ermöglichen, da sie uns nur das Profil der Hauptpfeiler, nicht aber das der schwächeren Schiffspfeiler überliefern. Ich habe daher vorgezogen, den Grundriss der Kirche in der Gestalt, wie er sich jetzt darstellt, (Taf. I. 1.) zu skizziren, die älteren Reste dagegen in grösserem Massstab besonders zu zeichnen. (Taf. I. Fig. 2, 3, 4.) Die Kirche zeigt die Form einer dreischiffigen Pfeilerbasilika mit gradem Chorschluss, deren Seitenschiffe sich um den Chor herumziehen; die gewöhnliche Disposition der Cistercienserkirchen. Von dem alten Bau sind nur die Rippen-Gewölbe des Mittelschiffes und des Kreuzschiffes erhalten, oblonge Kreuzgewölbe, sehr einfach profilirt (Taf. I. Fig. I. 5), alle auf den Kranz gewölbt; nur in der Vierung ist ein Sterngewölbe angelegt. Die Aussenwände des Mittelschiffes zeigen Strebepfeiler, doch sind dieselben schon auf dem Boden über den Seitenschiffen nicht mehr sichtbar (II.). Es ist dies ein zweifelhafter Punkt, den ich leider specieller zu untersuchen verabsäumt habe. Wie die Strebepfeiler gestützt waren, ist nicht recht klar. Im Chorraum sind an den vier Eckpfeilern Dienste noch erhalten, daraus ist jedoch die Profilirung dieser Pfeiler nicht mit Sicherheit herzustellen, noch viel weniger die Form der schwächeren Arcadenpfeiler zu bestimmen. Wahrscheinlich stützen sich die Profile der Gurtbogen und Grate auf Halbsäulen oder Lisenenartige Streifen, welche über den Arcaden mit Consolen vorgekragt waren. Die Seitenschiffe waren ursprünglich nicht gewölbt, dafür spricht einmal das Nichtvorhandensein von Strebepfeilern und die auf dem Boden über den jetzigen Schiffen noch sichtbaren Reste von Consolen, die ehemals als Auflager für die schräge Balkendecke dienten (II.). Die jetzige Ueberwölbung rührt daher von der Ende des 17. Jahrhunderts erfolgten Restauration der Kirche her; ebenso haben die kleinen rundbogigen Fenster damals ihre Form erhalten und auch die Spitzbogen der Schiffsarcaden sind in Rundbogen bei dieser Gelegenheit umgewandelt worden. Nächst den schon erwähnten Rippengewölben sind nur die Fenster des Mittelschiffes, einfache Masswerkmuster zeigend, aus der ersten gothischen Bauperiode erhalten, doch waren sie ursprünglich jedenfalls etwas höher und sind erst dadurch, dass bei der Restauration der Seitenschiffe, deren Pultdächer erhöht wurden, auf ihre jetzige unverhältnissmässig kurze Gestalt reducirt worden. Aus den im Chor erhaltenen Resten, die durch den grossen Hochaltar gedeckt und den Augen entzogen, mit der Renovation verschont wurden, geht hervor, dass ursprünglich die Schiffsarcaden spitzbogig waren. Die Seitenschiffe sind mit Holz gedeckt gewesen, und zwar war das Gespär offen, da die erwähnten Consolen (Corbeaux) so hoch liegen, dass wir annehmen müssen, sie trugen die Fette, auf der die Sparren aufgekämmt waren. Dicht unter diesem Holzdach sehen wir in den Seitenschiffen spitzbogige Blenden, vielleicht zur Entlastung der unteren Arcaden,

sowie fensterartige Nischen, die vielleicht ursprünglich zu Oeffnungen gehörten, welche zwischen den Arcaden und den Mittelschiffsfenstern durchbrochen waren. Alle diese Bautheile sind nur auf dem halbdunklen Boden der Seitenschiffe sichtbar, und nur sorgfältige Messungen, die anzustellen uns die Zeit fehlte, können über die ursprüngliche Gestalt der Bauanlage Gewissheit schaffen. Was ich hier gebe, beruht nur auf einer kurzen Prüfung. An Sculpturen ist in der Kirche selbst nichts mehr vorhanden; weder Kapitäle, ausser zweien am Ostende des Chores und diese auch ganz schmucklos, gewiss sogar auch überarbeitet (I. 6.), noch Consolen oder Gesimse sind von dem alten Bau noch übrig; nur an den beiden östlichen Eckpfeilern des Chors ist die Profilirung des Basaments (I. 2.) erhalten. Es fehlen deshalb alle Anhaltspunkte, um eine Hypothese über das Alter des gothischen Baues zu begründen. Ich möchte, wie schon bemerkt, denselben um den Anfang des 14. Jahrhunderts versetzen. Die später zu besprechenden gravirten Messinggrabplatten sind, wie Dr. Luchs ganz richtig bemerkt, in den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts, etwa um 1300, gearbeitet und an ihrem jetzigen Platze eingefügt worden. Die anstossende Fürsten- oder Marienkapelle gegen 1312 gegründet; jedenfalls stand da die Kirche bereits in ihren Umfassungswänden. Die Kapelle zeigt auch entschieden spätere Formen, und die starken Dreiviertelsäulen der ursprünglichen Kirchenpfeiler weisen eher noch auf das 13. Jahrhundert zurück. Und so scheint es mir denn sicher, dass der gothische Neubau der Kirche etwa am Ende des 13. Jahrhunderts begonnen, die Beendigung desselben erst im 14. erfolgte. In einer Urkunde vom 30. August 1307 wird der „*religiosus et discretus vir frater Fridericus magister operis monasterii Labensis*“ genannt (vgl. Luchs, Fürstenbilder, Bogen 14, p. 3). Nach einer späten Notiz des 17. Jahrhunderts (Staatsarchiv D. 208⁶) soll Bischof Nanker von Breslau sie 1340 geweiht haben. Das ist recht wohl möglich. — Das Baumaterial ist Ziegel; die Verzierungen sind aus Sandstein.

Die nördlich an die Kirche anstossende Fürstenkapelle, wie gesagt gegen 1312 gegründet, ist eine kleine Kreuzkirche, wie aus dem Grundriss ersichtlich. Die gewölbtragenden Consolen sind sculptirt: in dem ersten Kreuzgewölbe südwärts ein Löwe und ein Mönch. Die beiden anderen habe ich nicht notirt. Das Gewölbe der Vierung wird getragen von den Evangelistenzeichen: Adler, Engel, Ochs und Löwe; im östlichen Polygon: der Phönix in den Flammen, Simson mit dem Löwen, der Pelican mit seinen Jungen, der Löwe, der seine Jungen durch sein Gebrüll zum Leben erweckt; im nördlichen Chorschluss: ein elefantenähnliches Thier, zwei nicht sichtbare Consolen, eine Blätterconsole; im westlichen: zwei Maskenconsolen, eine Sirene und eine Blätterconsole. Das Fenster-Masswerk ist wohl erhalten, dagegen ist die Deckenmalerei erst aus dem Ende des 17. Jahrhunderts.

Nachdem wir so die Baulichkeiten genau besichtigt und geprüft hatten, wandten wir uns den übrigen Kunstwerken zu, die aus dem Mittelalter noch in dem Gebäude vorhanden waren. Unter diesen verdient vornehmlich Beachtung die romanische Piscina, (Taf. III.) die hinter dem Hochaltar an der Südwand eingefügt ist, circa 3' hoch in Form einer kurzen romanischen Säule, die gedrückte attische Basis mit Eckblättern geziert, das oben viereckige Capital mit stilisirtem Blattwerk und Trauben, an denen Vögel picken, ornamentirt; der obere Theil, das Capital, ist in Gestalt einer umgekehrten Pyramide ausgehöhlt, wodurch das Wasserbecken gebildet wurde. Eine Abflussöffnung ist nicht mehr sichtbar. Da die Piscinen vor allem die romanischen in Deutschland so überaus selten sind, ist dies kleine Monument, zugleich der einzige Rest der ehemaligen romanischen Kirche in Leubus, einer besonderen Betrachtung werth. Von der ursprünglichen Polychromie sind noch schwache Spuren vorhanden.

Die grossen gravirten Grabplatten, die im Chore liegen, sind von Dr. Luchs in den Fürstenbildern schon publicirt worden.¹⁾ Die Figuren sind aus Bronzeplatten gebildet, die in Steintafeln eingelassen wurden; ebenso ist die Schrift mit Bronz Buchstaben in den Stein eingelegt, und dasselbe gilt von den Wappen und den architectonischen Umrahmungen.

Es sind im ganzen vier Bronzeplatten, die hier in Betracht kommen. Von diesen liegen drei im Chore.

1) Das Grabmal Boleslaus des Langen²⁾:

† ANNO|. DNI.³⁾ M⁽⁻⁾. C. C. I. VII. ID^(°) (.) DECEMB^(°). 0. ILLVST^(°) S|. BOLEZLAVS^(.) | DVX^(.) SL(E)ZIE. FVNDATOR. LVBENSIS. C|E NOBIL.

2) Das Grabmal des Przemislaus von Steinau † 1289⁴⁾:

† QVE^(.) DE|DIT^(.) IN^(.) DONIS. DEVS^(.) ET^(.) NATVRA^(.) POLO| NI^(S.) S(V)MMIS . AV|T . PRONIS . DVCIS^(.) HVI^(°) ERANT. PRE| MECONIS.

3) Das Denkmal des Herzogs Conrad † 1304⁵⁾:

1) Fürstenbilder Schlesiens im Mittelalter.

2) Luchs, Fürstenbilder, Bogen 6; Dorst, Grabdenkmäler, Taf. 14. — Luchs hat auf seinen Abbildungen und bei der Wiedergabe der Inschriften meist die ausgebrochenen Compendien übersehen, die jedoch, in den Stein eingehauen, ganz klar wahrnehmbar sind. — Dorst liest falsch CNOBII, da das E ganz klar vorhanden ist.

3) Der Abbreviationsstrich ausgebrochen, ebenso die eingeklammerten Punkte und Buchstaben.

4) Fürstenb., Bogen 14.

5) Fürstenb., Bogen 15.

† EN(.) C⁽⁻⁾V|RAD(° .) EGO . DVX . HOC . SVB . MARMO|RE .
DEGO . Q⁽⁻⁾VE¹⁾|TENVIT . CVRA . IOHAIS . PPO S|ITVRA.

Das vierte Grabmal des Martin Buzwoy vor der Thür zur Fürstenkapelle ist nur noch zum Theil vorhanden; der Oberleib der Figur fehlt. Die Umschrift lautet:

† BELLO . CONSILIO . VIRTUTEQZ . FLORVIT . ISTE . MARTIN⁹ .
BVZWOY . CV(I . SIS.) G⁽⁻⁾LA . X⁽⁻⁾P⁽⁻⁾E.

Alle vier Denkmäler sind ziemlich zu gleicher Zeit in den ersten Decennien des 14. Jahrhunderts gearbeitet und zwar scheint der Stein des Buzwoy und des Herzogs Boleslaus und Przemislaus von einem Meister herzurühren. Der Kopf des Boleslaus ist augenscheinlich später defect geworden und ergänzt worden; sowohl die Zeichnung des Gesichtes als die Gestalt des Fürstenhutes und die feine Ausschraffirung derselben sprechen dafür, dass dieser Theil vielleicht erst im 17. Jahrhundert gearbeitet ist. Alle drei sind in Ringpanzern dargestellt, die Herzoge mit dem Fürstenhute auf dem Haupte, alle bewehrt mit Schild, Schwert und Dolch; nur Boleslaus hat noch eine Art Hieblanze (Framea?).

Künstlerisch am Schönsten ist die Figur des Conrad. Die wallenden Priestergewänder gaben dem Künstler Gelegenheit, seine Gewandtheit im Anordnen des Faltenwurfes trefflich zu zeigen. Wir copirten alle diese Denkmäler, indem wir sie mit Schwarzwachs abriebem. Als wir unsere Arbeit an dem Grabstein des Conrad beendet hatten, bemerkte Herr stud. philol. A. Petersilie, dass die Steinplatte hier nicht wie bei den anderen Grabmälern glatt sei, sondern dass sich Spuren von eingegrabenen Linien neben der eingelegten Bronzefigur zeigten. In der That waren diese Linien auch auf unserem Abklatsche sichtbar und es war augenscheinlich, dass ein älterer Grabstein hier zur Anfertigung eines neuen Epitaphiums verwendet worden sei. Luchs ist dies entgangen, und ich selbst verdanke eben nur dem genannten Herrn die interessante Entdeckung. Die Linien sind sehr flach eingehauen, doch konnten wir die Contouren eines Schildes, eines Schwertes und einiger Gewandtheile sicher erkennen (vgl. Taf. IV.). Bei genauer Untersuchung des Abklatsches ist es mir nun gelungen festzustellen: 1) Die ursprüngliche Gestalt war mit vertieften Linien in den Stein eingeschnitten, in der Weise wie der Grabstein des Johann von Prag (1376) an der Annenkirche zu Breslau, der des Burgman Schindel († 1423) in der Kirche zu Gräbel bei Bolkenhain. 2) Die Figur des Conrad ist in entgegengesetzter Richtung aufgelegt. 3) An den Knien des Conrad kommen Theile der Arme zum Vorschein, an dessen rechtem

¹⁾ Luchs giebt in seiner Abbildung: OVE, es ist aber der N-Strich, sowie der Haken, der das O zum Q macht, im Stein deutlich sichtbar.

Arme ein Schild, auf dem ein Adlerflügel und Schwanz, darunter ein Schwert mit umgewickeltem Schwertgurt, wohl erkennbar ist; an der linken Schulter ein Stab, der weit herabreicht, Spuren von Gewändern, über dem Kopfe unbestimmte Andeutungen. Durch die Schrift sind die ehemals eingegrabenen Buchstaben verdeckt. 4) Die Figur war also stehend dargestellt, gekleidet in faltige Gewänder, in der Rechten einen Stab oder wohl richtiger einen Spiess haltend, zur Linken das Schwert und den Schild mit dem Adler.¹⁾ Wenn wir soweit dies Palimpsest entziffern konnten, so war die Deutung desselben auch leicht. Der mit dem Adlerschilde Dargestellte kann nur ein schlesischer Herzog sein. Ausser dem Przemislaus von Steinau ist aber nur Boleslaus der Lange hier beerdigt, folglich ist dieser Stein das Grabmal des Boleslaus. Ich denke mir die Sache so. Nachdem der Steinauer Herzog ein modernes Bronzegrabmal sich hatte anfertigen lassen, schien den Leubuser Mönchen, welche ihrem Stifter noch immer ein dankbares Andenken bewahrten, der schlichte Grabstein desselben zu gering und sie besorgten für denselben ein grösseres prächtigeres Epitaphium. Der alte Stein wurde bei Seite gestellt und als Herzog Conrad ein Denkmal errichtet werden sollte, unbedenklich für diesen Zweck benutzt. Diese Hypothese wird auch durch den Styl der Grabmäler bestätigt. Przemislaus' Stein ist noch am meisten im Style des 13. Jahrhunderts gehalten und ihm ähnelt der des Boleslaus wie des Buzewoy. Sie mögen von einem Meister herrühren. Das Denkmal des Conrad ist etwas später.

In der Fürstenkapelle ruht der Stifter derselben, Boleslaus von Liegnitz-Brieg. Auf hoher steinerner Tumba liegt ausgestreckt in fast runder Steinfigur der Herzog, das Modell der Kapelle haltend.²⁾ Die Umschrift lautet:

† No . kale . da|us . Mainus . dux . vrat . leg . brig . boleslaus³⁾.
 Delator . neri . largu|s . promptus . misereri †| Sit . cum . defunctis .
 m . c . tribus . l . duo . iunctis † hi . heyrichs . h|ant . quhirt —

Liest man die Inschrift (bis iunctis) ohne die Abbreviaturen aufzulösen, so erhält man drei volle Hexameter. Aufgelöst lautete sie: *Nona kalendas dans maius dux vratislaviensis legnicensis bregensis boleslaus etc.* Wie sie zu construiren sei, kann ich nicht erkennen, eben so wenig was *dans* und *maius* bedeuten soll, wenn wir nicht annehmen, dass der Steinmetz ein n versetzt hat, und statt *kale dans kalendas*, dann aber auch statt *maius maias* zu lesen ist. Indessen ist der Sinn klar: Boleslaus III. von Liegnitz-Brieg ist IX. kal. Maj. 1352 gestorben. Was heisst nun aber:

¹⁾ Vergl. Taf. IV.

²⁾ Fürstenb. Bogen 16.

³⁾ Das lange s in boleslaus ist etwas kurz gebildet, da es in den Streifen passen muss; Dr. Luchs hat es deshalb für ein c angesehen.

hi . heynrichs . hant . quhirten? Wenn Thebesius behauptet, ein Kuhhirt habe das Grabmal gearbeitet, so hätte er doch erst den Beweis antreten müssen, dass in dieser Form die Künstler ihre Autorschaft verkündeten, und dann erklären sollen, weshalb nicht das natürliche hi heynrichs quhirten hant gesetzt war. Dr. Luchs hat bei seiner Lesung, die für Prof. Rückerts Erklärung massgebend war, das Strichlein hinter dem t übersehen; das Wort heisst nicht quhirt, sondern quhirten; daher ist die Deutung: hier Heinrichs Hant klagt (quirt von quëran) unhaltbar. Ich nehme keinen Anstand, in dem letzten Worte das q gleichbedeutend mit k anzusehen; ähnliches begegnet einem häufig, wenn man die Urkundenbücher jener Zeit durchblättert. Dagegen kann ich in der Inschrift keine Angabe des Künstlers finden; mir ist eine solche Fassung wie z. B. hi Fridrichs hant oder ähnliches nie vorgekommen. Erscheinen mir nun die angeführten Conjecturen nicht stichhaltig, so will mir, offen gestanden, meine eigene Vermuthung auch nicht gerade zu sehr gefallen. Der Steinmetz hat die drei Hexameter eingegraben, *No — iunctis †*; da ist noch ein Stück des Streifens unbesetzt; er entschliesst sich, eine Devise darauf zu setzen, um den Raum zu füllen, den Schlachtruf des Verstorbenen: Hi Heinrichs Hand, Kuhhirten! Mag er nun unter den Kuhhirten seine eignen Leute bezeichnen, denn die Bauern von Würben und Jankau bei Ohlau hatten ihm einst grosse Dienste erwiesen¹⁾ oder die Soldaten seines Feindes und Bruders Wladislaus, die ihm das Vieh stahlen, so nennen: mit diesem Rufe ist er wohl oft genug den Schaaren dieses Wladislaus entgegengegangen.

Hi Heynrichs Hant²⁾ (wie hi Welf etc.) bedeutet: hier ist Heinrichs Wacht, ich bin der rechtmässige Besitzer des Landes, der Erbe meines Vaters Heinrich. Dass diese Erklärung nicht zweifellos ist, weiss ich recht wohl.

Von Werken mittelalterlicher Kunst ist nur noch ein Holzschnittwerk: eine Pietà auf einem der nördlichen Seitenaltäre erhalten. Die Madonna hat ein jammervoll verzogenes Gesicht; das Blut aus der Seite des Heilandes ist in dicken Trauben geronnen. Doch mag das Stück noch ins 14. Jahrhundert gehören. Aus Leubus ist in die Galerie des Ständehauses gekommen eine Epitaphiums-Tafel vom Ende des 15. Jahrhunderts: Christus am Kreuz, Maria, Hedwig, die beiden Johannes, Stanislaus und der Verstorbene.³⁾

Die historischen Schicksale des Klosters sind kurz Folgende. Die

¹⁾ Chron. princ. Polonorum. Script. rec. Siles. I. 127.

²⁾ Ueber Hand in der Bedeutung „Wacht, Schutz, Vertheidigung“ vgl. Grimm Wörterb. s. v. Hand. II. 4., in der Bedeutung „Krieg, Schutz, Hilfe, Vertretung der Person“ ebendas. III.

³⁾ Vergl. meine Gesch. d. Bresl. Maler-Innung p. 151.

Gründung desselben und Besetzung mit Mönchen aus Pforta erfolgte 1175.¹⁾ In dieser Zeit wird die erste Kirche, die S. Jacobs-Kirche erbaut, die 1202 schon genannt wird (Regg. 77). Dass diese romanisch gewesen, versteht sich von selbst, geht aber auch aus der Beschreibung hervor, die ein Ms. des 17. Jahrhunderts²⁾ von der damals noch bestehenden Kirche entwirft: „*fuit Ecclesiola oblonga sub uno fornice fors longa passuum 20, lata 8 aut 7; tria habuit altariola; presbyterium rotundum, in quo Erat Summum altare Sancti Jacobi, formix non tam altus ut Ecclesiae, passuum fors 5 latitudo, longitudo etiam; ad latera applicata duo altaria. Fuit totum ex lapide et tegulis terreis rubris tecta.*“ Dies Kirchlein soll nach jenem Manuscript der sagenhafte Kasimir von Polen, der angebliche erste Gründer erbaut haben. Die Marienkirche, die spätere Stiftskirche, wird 1208 erwähnt (Regg. 130). Um das Jahr 1300 erfolgt nun der Neubau der Stiftskirche; zwischen 1312—21 wird die Fürstenkapelle gegründet (Dittmann, a. a. O. 275); unter Abt Petrus um 1360 kommen Bauten vor (ebenda 278); 1432 verbrannten die Hussiten das ganze Kloster mit Ausnahme der Jacobskirche ebend. 280). Bis 1498 scheint jedoch aller Schaden schon wieder hergestellt gewesen zu sein, da der in diesem Jahre erwählte Abt Andreas Hoffman aus Krossen, der über seine Regierungszeit sorgfältige Aufzeichnungen hinterlassen hat (Staats-Archiv D. 219), nichts von grossen Bauten an der Stiftskirche berichtet. Aus seinem Journal will ich einige Stellen, die über die Kunstzustände von Leubus uns Auskunft ertheilen, hier unten mittheilen.³⁾

¹⁾ Grünbagen, Ztschr. d. Ver. f. G. u. Altth. Schles. V. 193. — Ob die hier angefochtene frühere Gründung Wahrscheinlichkeit für sich hat, ist für unseren Zweck gleichgiltig.

²⁾ Staats-Arch. D. 208b.

³⁾ Er fand im Schatze vor: *Calices argenteas viginti, Monstrancias duas, magnam signanter et parvam deauratas, Crucem satis magnam et antiquam et unam mediocrem cum Maria et Johanne, Capud Sancte Hedwigis, Brachium Sancte Hedwigis, Brachium Sancti Stanislai, Brachium Sancti Mauricij, Brachium Sancti Laurencij, decem et octo humeralia cum poculis argenteis, tria paria ampollarum, vasculum argenteum, pacificale magnum, et reperit turibulum ex argento preciosum unum, Integrum Argenteum humerale deauratum et satis ponderosum. Invenit Tricentos florenos hungaricales, in debitis quos antecessor accomodavit ab Episcopo pomesaniensi In prussia, pro quibus Monasterium annuatim solvit decem marcas (et quinque florenos). Andreas bemühte sich nun, den Besitzstand seines Klosters zu heben, erhält 1499 das Infulrecht (die Bulle kostet 240 Flor.) und lässt eine kostbare Inful für 350 Flor. machen; für die Weihung derselben und des *Baculus pastoralis* erhält der Bischof Johannes Roth 50 Flor. Für die Reliquien der 11,000 Jungfrauen lässt er fünf silberne Häupter anfertigen: 1500 eins für 70 Flor., 1501 eins für 79, eins für 57 Flor., 1502 ein viertes für 58 Flor., 1518 ein fünftes für 150 Mark. 1511 hatte er schon ein silbernes caput s. Helenae für 150 Mark machen lassen. 1503 bestellte er ein silbernes Marienbild für 160 Flor. 1504 wurde gekauft eine *Nova curvatura sive baculus pastoralis* für 80 Flor., eine *Cruz aurea de fundamento auro et margaritis magistralis et subtilis* für 30 Flor., 1505 für drei*

Johann VIII. baute die Abtei von neuem aus Ziegeln auf (1568—84)¹⁾ Matthaeus Rudolphus (1607—36) schmückte die Kirche mit Gemälden und neuen Altären. 1632 plünderten die Schweden das Kloster und schleppten

Tische silberne Löffel, zwei davon vergoldet, alle mit Inschriften, die mitgetheilt werden, „*Disposui propria ein Brille cum auro et argento de quo bibitur pro decem flor.*“, 1506 ein Kelch für 100 Flor., am Fusse mit den Bildern der h. Jungfrau, des S. Bernhard, S. Benedict, Martin, Nicolaus, Barbara verziert, ein Hostieneisen für 10 Flor. (*instrumentum ferreum ad pistandum oblata*). 1511 eine silberne Schüssel für 90 Flor. und eine Kanne zu derselben für 40 Mark (*leo argenteus deauratus in opere fusorio ad eandem peluim*). Für den Ornat sorgte er nicht minder; er liess 1505 machen „*Casulam auream in rubeo fundamento cum Cruce aurea et Margaritis, vnam pro 13 Flor. et Crucem pro 30 Flor., Summa 98 Flor.*“ 1509 „*Humeralis de margaritis, auro et argento cum Imaginibus Beate virginis, Johannes Baptiste et evangeliste in valore quadraginta marcarum*“; 1510 „*Item Eodem anno Jubilate completa est Cappa choralis egregia. Item Ornatus aureus constat centum et sexaginta florenos. Item subductorium septem flor. Labor sex flor. Item Clipeus constat cum globo deaurato singulis computatis octuaginta quatuor flor. Item Circumferencie triginta quinque flor. Summa trecentos flor. minus secundum florenis.*“

Für Bauten hatte er schon 1502 160 Mark verausgabt 1508 renovirte er die Kirche, baute 1506 die *nova abbatia* für 500 Flor. 1509 wurde das Kloster, das früher nicht einmal einen Zaun gehabt hatte, mit Mauer und Thürmen bewehrt, eine *porta iuxta formam ordinis* angelegt, die Abtwohnung beendet. Das kostete über 1000 Flor.

In der Kirche liess er 1502 neue Chorstühle anlegen, die alles in allem 84 Mark kosteten. (*Item eodem tempore complete sunt Stalla sine Forme fratrum in Ecclesia. Item Sculptori pro simplici precio dedi Sexaginta marcas. Item tenui Eum ad alterum dimidium annum cum tribus seruis in mensa mea et expensis*). 1504 wurde das neue Sacramenthäuschen aufgestellt. „*Item Eodem tempore constructum est Ciborium in Ecclesia Lubensi et excisum per magistrum Leonardum* (das ist Leonhard Gogel, der von 1498 bis 1521 hier thätig ist. vergl. m. Abh. Mitth. d. k. k. Comm. 1863, p. 140) *Wratislaviensem subtilissimum — Item de eadem sola magistrali excisione et sculptura dedit sibi Abbas sexaginta florenos hungaricales. Item viginti flor. hung. pro lapidibus. Item post excisionem pro adduccionem de Wratislavia vectoribus dedit vj marcas et pro plumbo et firma constructione tres flor. et Monasterium tenuit tres magistros ad vj hebdomadas. Item ad propinam dedit duas marcas et magistro unum maldratum Siliginis et duos modios orde. Item pro fenestris deauratis quinque flor. hung. Summa centum flor. minus vnico flor.*“ 1505 wurde eine Orgel für 170 Flor. (mit Spesen 200 Flor.) angeschafft, 1506 eine Uhr für 97 Flor.

Von Holzschnitzereien wird ausser den Chorstühlen 1504 erwähnt ein Triumphkreuz „*Cruce cum octo Imaginibus ad medium ecclesie*“ für beinahe 80 Mark.

An Gemälden kaufte Andreas 1502 zwei Altartafeln für den neuerbauten Altar des h. Kreuzes und der 10000 Märtyrer für 46 Flor., eine Enthauptung Johannes des Täufers für die wiederhergestellte h. Leichnamskapelle, 1505 eine Tafel für den Annen-Altar. 1506 eine andere für die Marienkapelle (33 Flor.).

Es ist sehr zu bedauern, dass diese schätzbaren Aufzeichnungen so spät beginnen und so bald zu Ende sind. Weiter fortgesetzt würden sie uns unzweifelhaft einen wichtigen Beitrag zur schlesischen Kunstgeschichte liefern. Die von Andreas angeschafften Kunstsachen sind sämmtlich verloren gegangen.

¹⁾ Vergl. Dittmann.

alles bewegliche fort; General Duval übergab das Kloster seiner Frau als Leibgedinge. Dazu hatte der Blitz das Dach getroffen und zerstört. Arnold Freiburger (1636—72) hatte dasselbe schon vor seiner Rückkehr (1649) repariren lassen und begann nun die Mauern auszubessern. Das Chorgestühl am Altar ward beseitigt und an seine Stelle in der 3—6 Travée des Mittelschiffes, vom Eingang gerechnet, nach neuerem Geschmack wieder aufgerichtet, die hohen Thürme und die Dachreiter der Kapellen erbaut, für die Nutzgebäude Sorge getragen; ja selbst noch für Gärten und Springbrunnen blieb dem Abte Geld übrig. Johann IX. (1672—91) erneuert die Kirche von Grund aus und baut die neue Abtei auf. Balthasar Nitsche 1692—96 legt den Grund zum Neubau des Klosters. Ludwig Bauch 1696—1729 baut das Kloster fertig, errichtet die beiden heut noch stehenden hohen Kirchthürme und lässt die alte Jacobskirche von Grund auf neu erbauen.

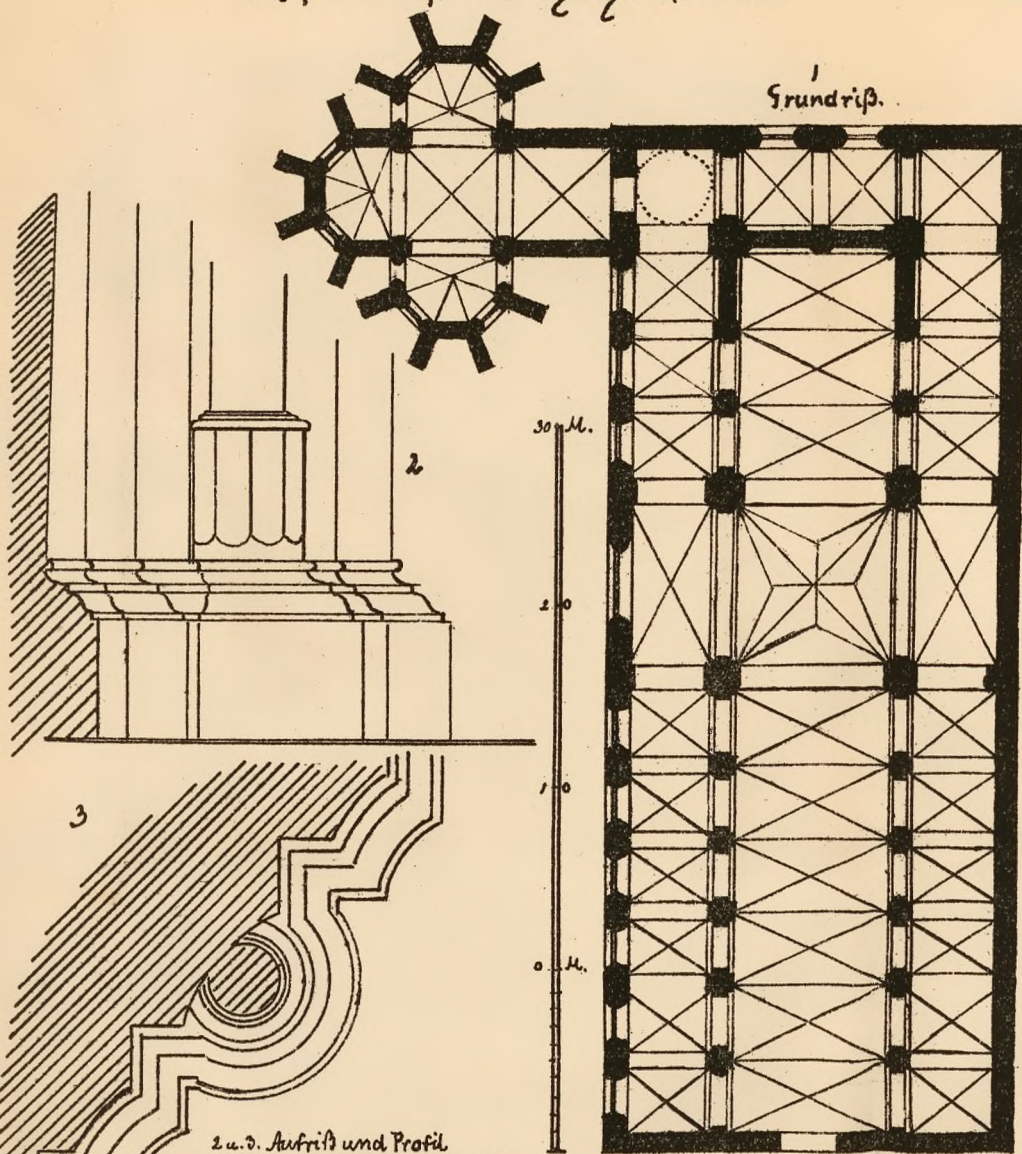
Dies ist alles, was wir über den Bau dieser interessanten Klosterkirche ermitteln konnten.



Cistercienser-Kirche zu Leubus.

I.

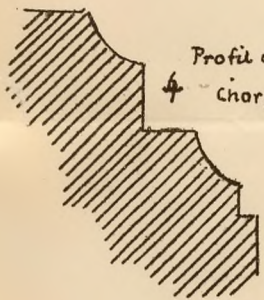
1 Grundriß.



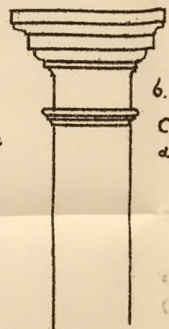
2 u. 3. Aufsicht und Profil des allen südlichen Chorpfeilers.



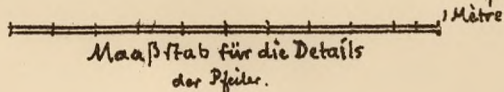
4 Profil des mittleren Chorpfeilers.



5 Profil der Gewölberippen

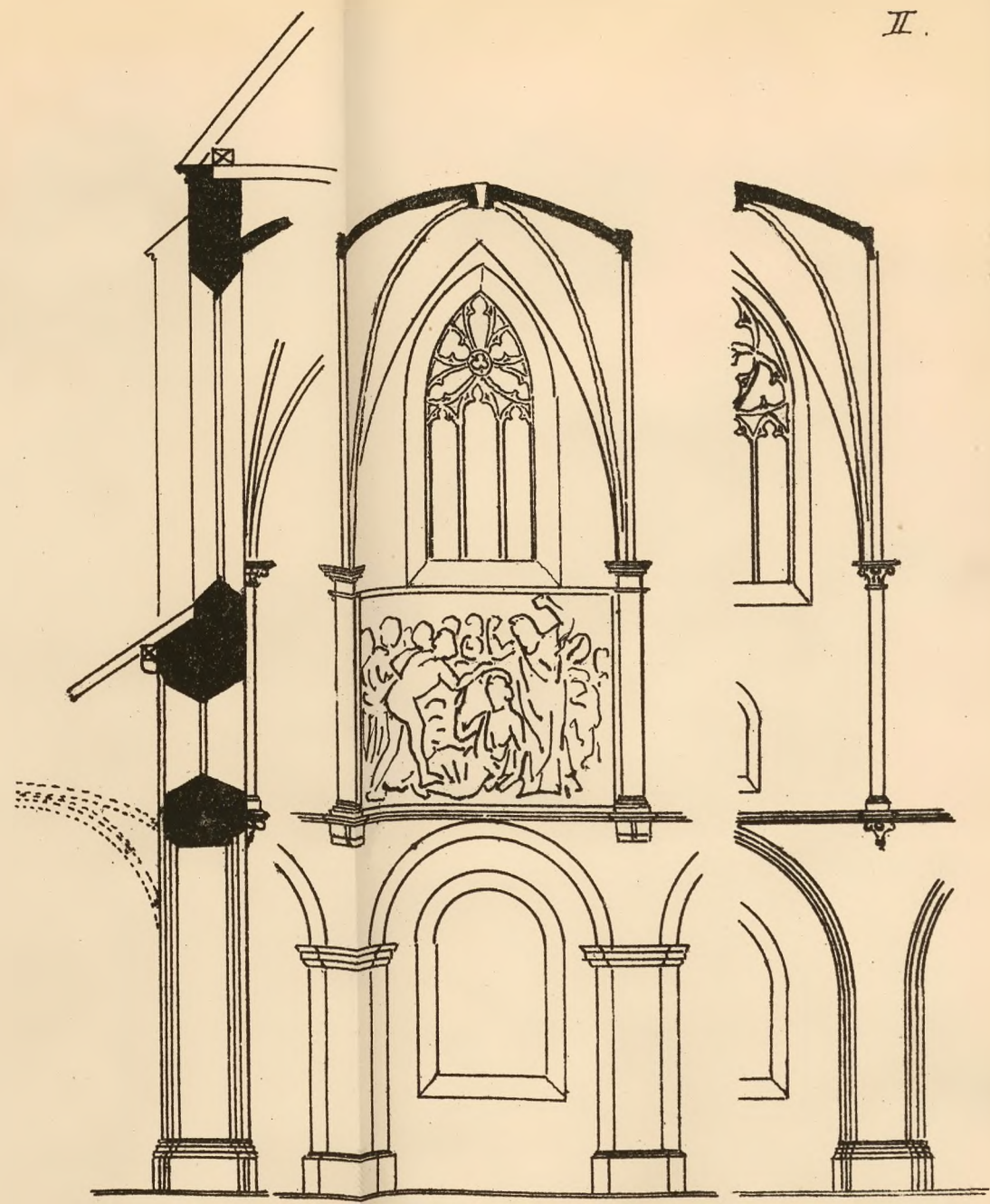


6 Capitäl der Dienste.



A. Schmalz 1870.

II.



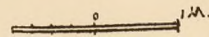
Herstellung der ursprünglichen Gestalt des Seitenschiffes

System des Mittelschiffes im jetzigen Zustand.

Ehemaliges System, nach dem vorhandenen Richten hergestellt

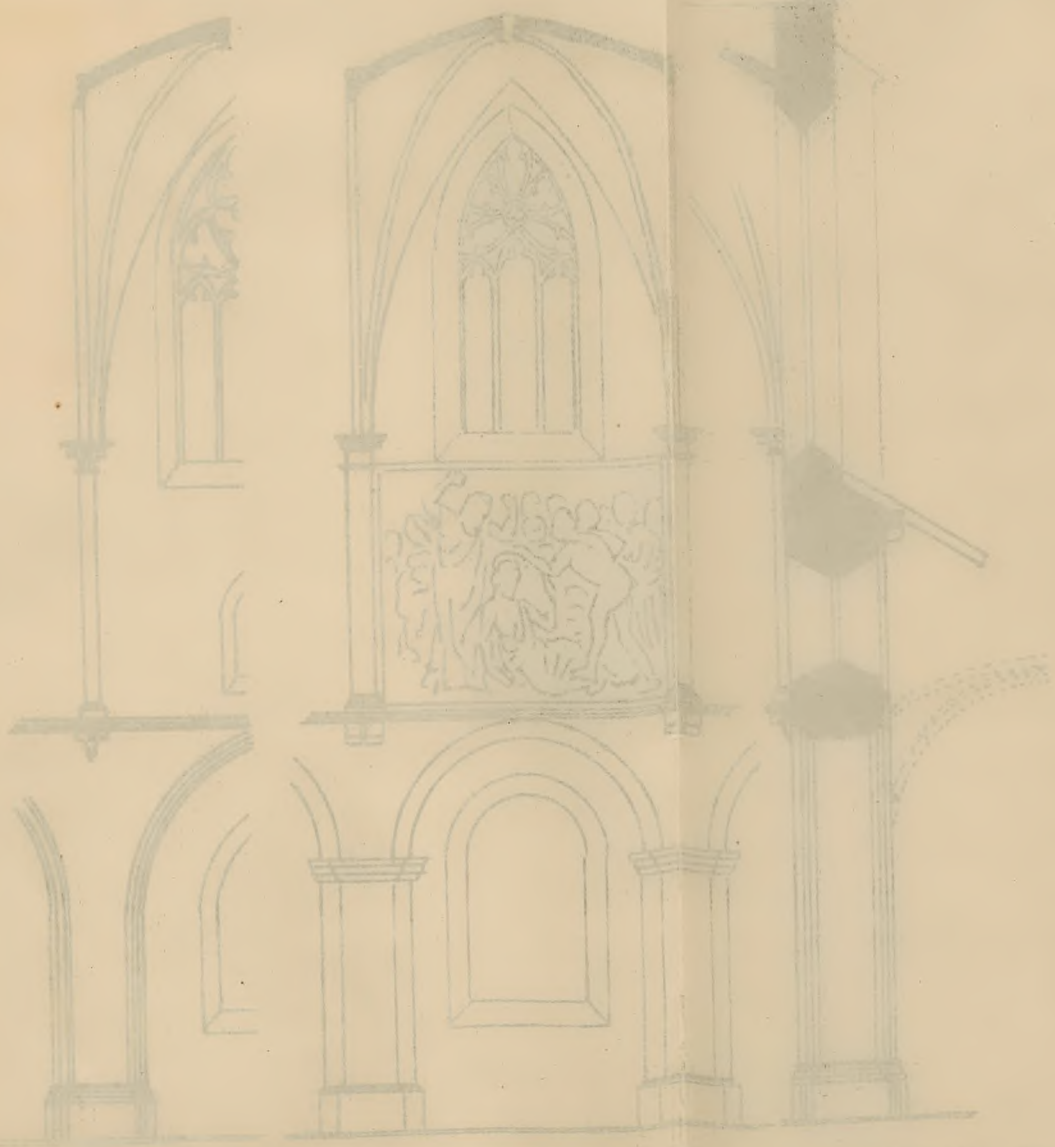


Profile der Pfeiler.



A. Schmalz 1870

V

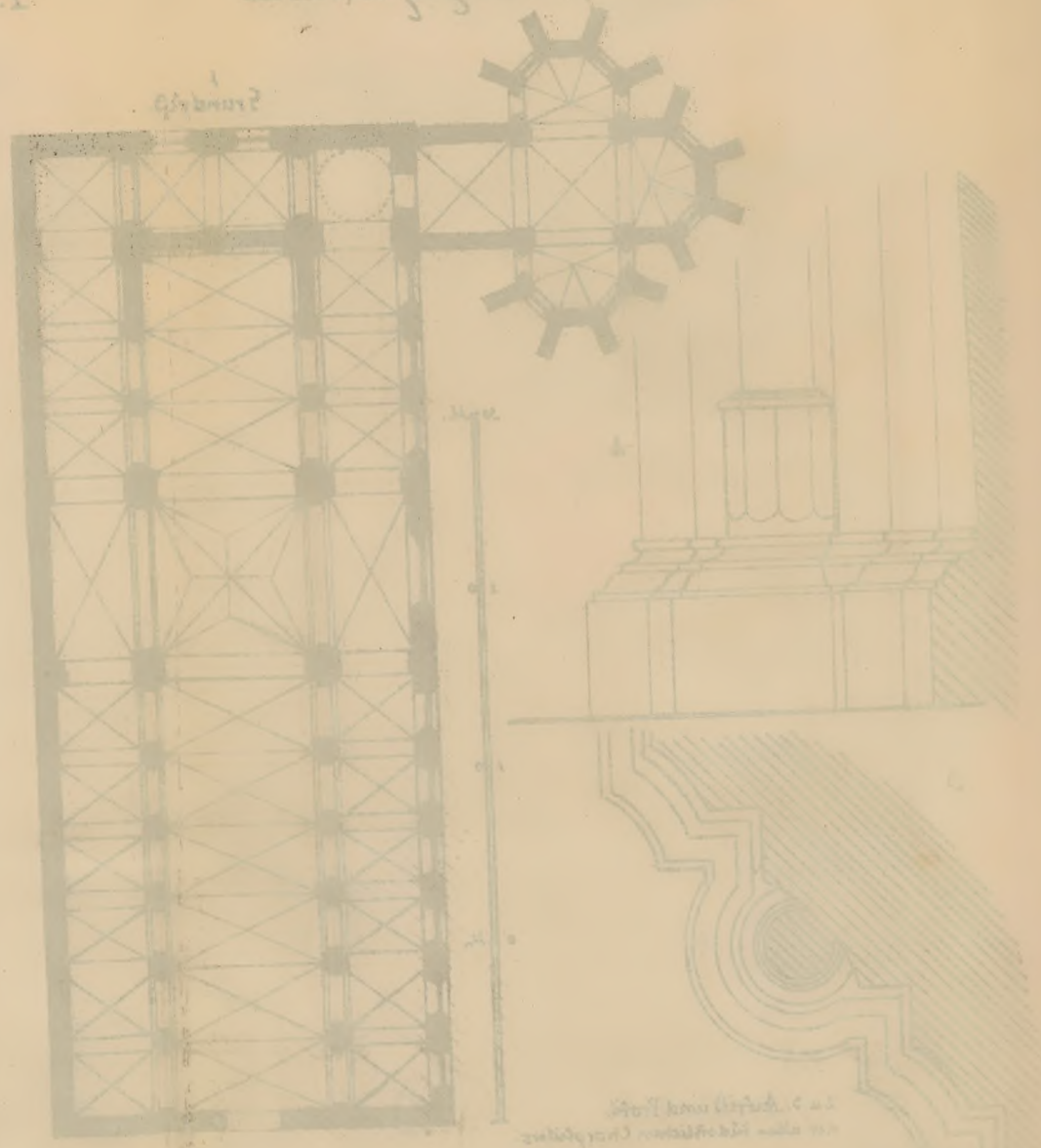


Die Höhe der Mittelstufe im Vergleich zu den
 Seitenstufen ist gleichmäßig
 Die Höhe der Mittelstufe im Vergleich zu den
 Seitenstufen ist gleichmäßig



X

Cistercienser-Kirche zu Lebus



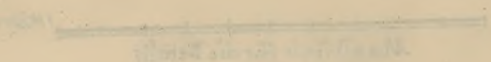
Die Höhe der Mittelstufe im Vergleich zu den
 Seitenstufen ist gleichmäßig



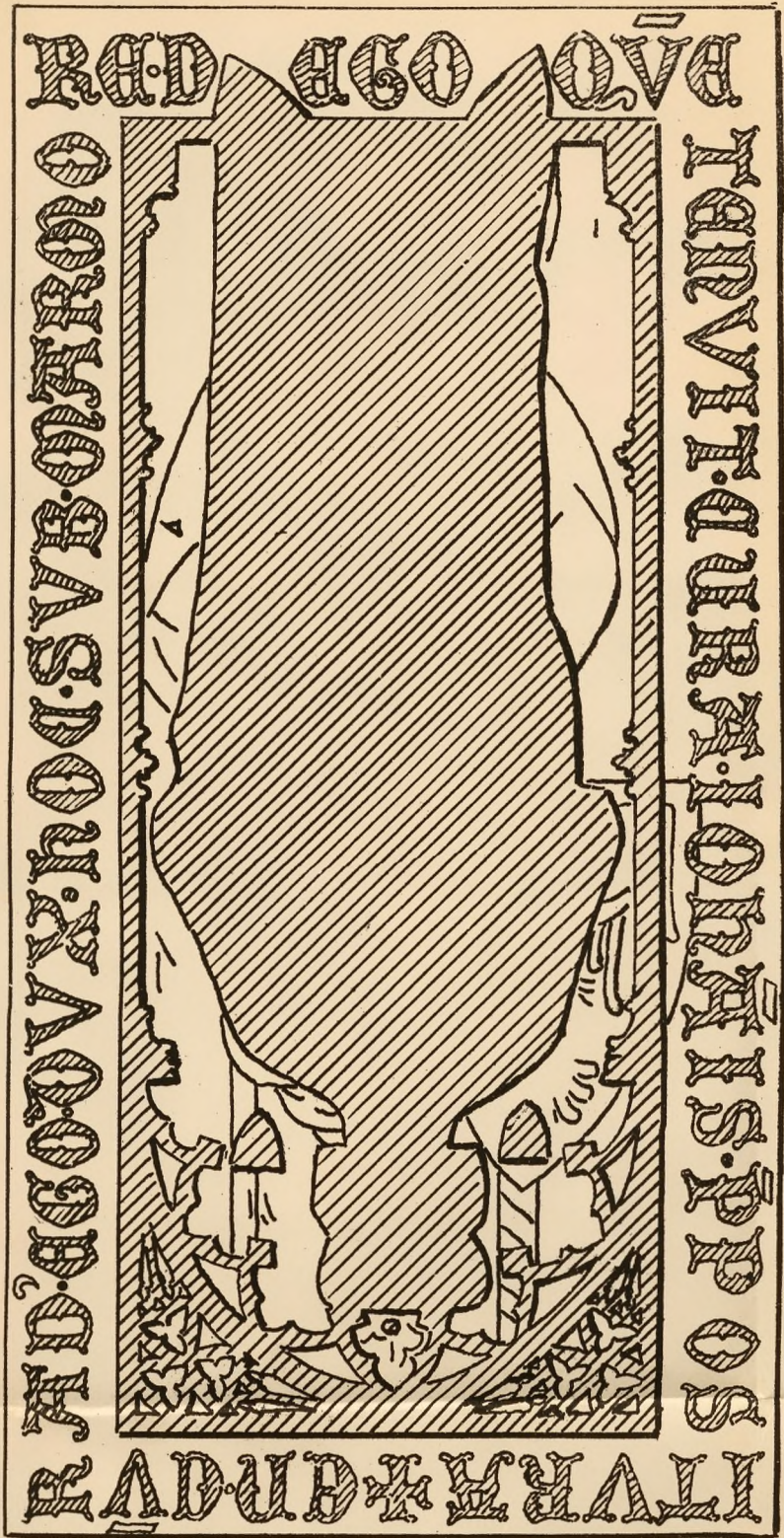
Die Höhe der Mittelstufe im Vergleich zu den
 Seitenstufen ist gleichmäßig



Die Höhe der Mittelstufe im Vergleich zu den
 Seitenstufen ist gleichmäßig

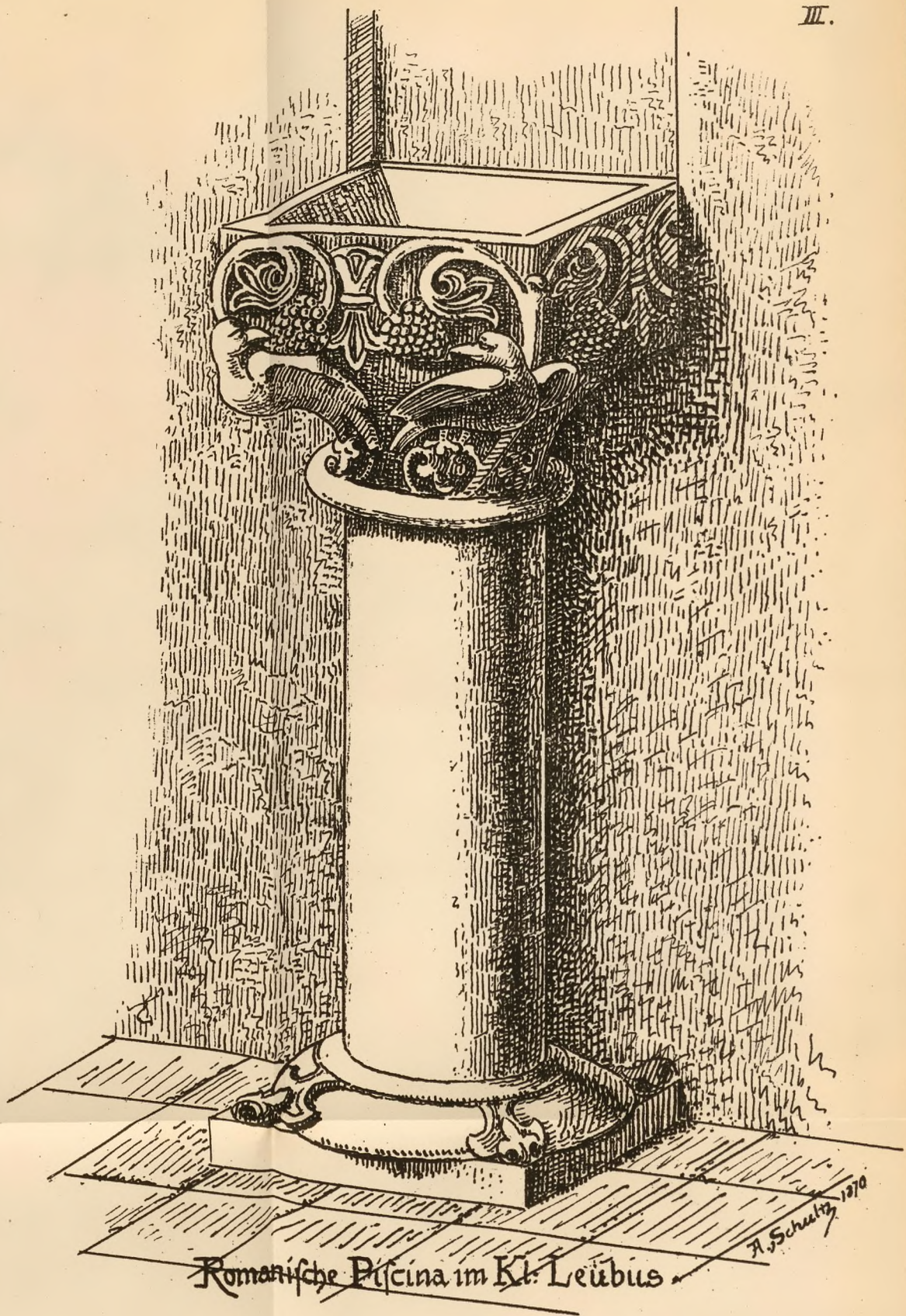


Die Höhe der Mittelstufe im Vergleich zu den
 Seitenstufen ist gleichmäßig



Spuren vom Grabstein Herzog Boleslaus des Langen
auf dem Denkmal Herzog Conrads von Schlesien -

A. Schultz, 1870.



Romanische Piscina im Kl. Leubius

